





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Zweikampf um die Ninja-Krone

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 inc. IVA



Zweikampf um die Ninja-Krone

John Sinclair Nr. 414

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 10.06.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Zweikampf um die Ninja-Krone

Nur das Quietschen der Eisenrolle war zu hören, als sich der Mann in die Tiefen des alten Klosterkellers hinabließ. Tief unten im Keller lagen die Leichen im Geäst des Totenbaumes und schrien nach Yakup. Der folgte ihrem Ruf, weil er die magischen Regeln genau kannte. Er wusste auch, dass die Toten und der ehemalige Abt des Klosters Einblick hatten in furchtbare Dimensionen und andere Reiche, wo das Grauen zu Hause war und der Schrecken seine Geburtsstätte hatte.

In diese Tiefen durfte nur er selbst. Es sei denn, Yakup, der jetzige Abt des Klosters, brachte einen Freund mit, aber zumeist betrat er die unterirdische Welt allein.

Es machte ihm nichts aus, sich mit seinen kräftigen Händen an dem Seil in die Tiefe zu hangeln. Er war es gewohnt, sein Körper war gestählt und sein Geist konzentriert. Er gehörte zu den Menschen, die kämpfen konnten und es immer wieder unter Beweis stellen mussten.

Seine Wurfsterne, die Schwerter, Stöcke und Bögen beherrschte er meisterhaft, und er durfte sich auch Meister nennen.

Ein Meister des Ninja, des lautlosen Kampfes, des schnellen Tötens. Wobei ihm der letzte Begriff überhaupt nicht gefiel, denn Yakup gehörte zu den Menschen, die Leben schonen wollten und nur zur Waffe griffen, wenn sie gezwungen wurden.

Jetzt hatten die Toten ihn gerufen. Da konnte er sich leicht ausrechnen, dass es bald so weit sein würde und er einen bestimmten Weg gehen musste.

Immer wieder griff er nach. Der aus widerstandsfähigen Weidenruten bestehende Korb hielt noch mehr aus als sein Gewicht. Die Tiefe und die Enge des Schachts schluckten ihn, während sich die Luft verschlechterte. Es stank nach Verwesung.

Für Yakup ein Zeichen, dass er den Grund bald erreicht hatte, denn erkennen konnte er nichts.

Aber Yakup, dem das Kloster zu einer zweiten Heimat geworden war, fand sich auch ohne Licht zurecht. Zweimalnoch musste er nachfassen, dann spürte er unter dem Korb Widerstand.

Er war am Ziel.

Yakup löste seine Hände vom Seil, stützte eine Faust auf den Korbrand und schwang sich hinaus. Für einen Moment blieb er stocksteif im Refugium der Toten stehen.

Er lauschte in die Dunkelheit hinein und versuchte, die Schwingungen der Toten in sich aufzunehmen. Sie waren gestorben, man hatte sie nach dem uralten Ritual beerdigt, aber sie lebten auf eine gewisse Art und Weise trotzdem.

Yakup ging los. Zielsicher legte er im Finstern die nächsten beiden Schritte zurück, blieb dann stehen und streckte den rechten Arm aus. Yakup brauchte nicht erst nachzufühlen. Seine Finger fanden fast von allein den Griff der bereitstehenden Pechfackel, die ihm Sekunden später den Weg durch die Finsternis erhellen sollte.

Aus seiner Tasche holte er ein Zündholz hervor und rieb es an.

Die Flamme brannte ruhig. Ihr Inneres kam ihm vor wie ein Auge, das alles sah.

Yakup, der Türke war, entzündete die Fackel. Er schaute zu, wie die zuerst kleine Flamme am Pech in die Höhe glitt, mehr Nahrung erhielt und sich ausbreitete, sodass sie zu einem lodernden Feuer wurde, von

dem dunkler Rauch gegen die Decke des unheimlich wirkenden Gewölbes stieg und sich dort ausbreitete.

Yakup Yalcinkaya war kein hektischer Mensch. Er bewegte sich ruhig, aber nicht langsam, behielt den Überblick. Seine Ruhe strahlte oft genug auf andere Menschen ab, die spürten, dass sie Vertrauen zu ihm haben konnten.

So ging Yakup tiefer in den Gang hinein, der dort endete, wo der Totenbaum stand. Sein Geäst war für die Leichen wie ein riesiges Grab.

Es war ein Baum, der nicht mehr wuchs, aber auch nicht verdorrte. Ohne Blätter, ohne Blüten existierte er in der Finsternis des Leichenkellers und war für Yakup so ungemein wertvoll.

Er bewohnte das Kloster an der Westküste der USA nicht allein.

Bei ihm waren Jane Collins und Ali, ein Junge, den John Sinclair aus Marokko mitgebracht und ihn Yakup zur Ausbildung anvertraut hatte. Zusätzlich hatte er noch gleichgesinnte Kämpfer um sich gesammelt, die den großen Garten bestellten und auch sonst alle Arbeiten verrichteten, die im Kloster anfielen.

Einen Großteil des Tages verbrachten diese Männer aber in der Kampfschule, die Yakup ebenfalls gegründet hatte. Wer sie durchlief, war für das Leben fit. Yakup stellte es ihnen frei, ob sie im Kloster bleiben wollten oder es verließen.

Er selbst hatte es zu seiner zweiten Heimat gemacht und sein Leben radikal umgestellt, nachdem man seine Freundin brutal ermordet hatte.

Der Türke war es gewohnt, leise aufzutreten. Auch jetzt verursachte er kaum ein Geräusch. Manchmal hatte es den Anschein, als würde das Licht der Fackel von allein durch die Finsternis schweben.

Yakup brauchte nicht weit zu gehen. Der dunkelrote Fackelschein streifte oft genug sein Gesicht und ließ die harten Konturen zerfließen. Das Haar des Mannes war blond. Es lag gescheitelt auf seinem Kopf. Unter der hohen Stirn wuchs eine leicht gekrümmte Nase. Hellwach blickten die Augen, die gleichzeitig Ruhe und Gelassenheit ausstrahlten. Yakup hatte keine Muskeln wie Mister Universum, kräftemäßig stand er aber den Bodybuildern in nichts nach, und in seiner Schnelligkeit war der Türke fast unübertroffen.

Das Licht – es hatte bisher die Wände des Ganges gestreift – bekam die Chance, sich auszubreiten, als Yakup den Leichenkeller erreichte und ihn keine Mauern mehr einzwängten.

Er blieb stehen, bewegte die Fackel nach links und ging anschließend den gleichen Weg.

Sein Ziel war der Baum!

Er sah ihn aus dem Boden wachsen. Seine Äste und Zweige bildeten ein schützendes Dach.

Die zahlreichen Toten lagen in den »Nestern«, vermodertenund mumifizierten. Sie sahen von Monat zu Monat scheußlicher aus. Der Verwesungsgeruch war einfach nicht mehr einzudämmen. Er gehörte in diesen Keller.

Yakup nahm ihn wahr, und er störte sich nicht mehr daran.

Anfangs hatte er ihn angewidert, doch er war zu der Überzeugung gekommen, dass es Dinge gab, über denen man einfach stehen musste.

Unter den zahlreichen Toten, die in dem Holzgeäst lagen, war auch der weise Zii. Dieser Mönch hatte Yakup viel mit auf den Weg gegeben. Keine Kampftechnik, sondern Lebensweisheiten, die mithalfen, sich in der Welt zurechtzufinden. Und er hatte ihm von schrecklichen Dämonen berichtet, von menschenverachtenden Feinden, die unvorstellbar grausam waren und die Menschheit bedrohten.

Einen davon hatte Yakup sehr genau kennen gelernt: Shimada!

Der Dämon aus dem blauen Wasser und der blauen Festung mit dem gefährlichen Todesgarten. Yakup war dieser Festung entkommen. Zusammen mit seinem englischen Freund John Sinclair hatte er Shimada zurückschlagen, aber nicht vernichten können.

Hatten die Geister vielleicht seinetwegen geschrien?

Yakup trat so nahe an den Baum heran, dass er unter den ersten ausladenden Ästen stand, in die Höhe blickte und einige der dahinmodernden Leichen sah.

Nicht weit von seinen Augen entfernt, baumelte eine gespreizte Hand, deren Haut allmählich grau und brüchig wurde. An einigen Stellen war sie schon abgefallen, sodass weiße Knochenknorpel hindurchschimmerten. Andere Finger hatten nur die Nägel verloren und wirkten wie stumpfe Stummelmesser.

Yakup ließ den rechten Arm mit der Fackel sinken. Das Licht züngelte nicht mehr so stark in die Höhe, es verteilte sich mehr über dem Boden, sodass der größte Teil des Leichenbaumes im Schatten blieb.

Yakup wollte mit den Toten sprechen. Sie hatten ihngerufen, also musste er ihnen auch eine Antwort geben, da er sicher war, dass sie ihn erwarteten.

In diesem Verlies des Todes sprach man nicht laut, man flüsterte nur, und daran hielt sich der junge Türke. Er sprach Ziis Namen wie einen Hauch aus. Trotzdem kam er sich als ein Störenfried vor.

Und Zii gab Antwort. Sein Flüstern strich über die ausgemergelten Körper der Leichen hinweg und erreichte die Ohren des Türken.

»Es ist etwas Schlimmes geschehen. Die Krone ist aus den Tiefen der Verbannung geschleudert worden. Die Zeiten haben bisher still gelegen, eingepackt wie in schwarze Watte. Nichts hat sich bewegt, aber nun hat jemand den Anstoß dazu gegeben. Es ist eine Frau, die

man in den Tiefen des Dunklen Reichs gefangen hält. Sie hat die geheimnisvolle Krone der Ninja an sich genommen. Sie wartet auf ihre Befreiung, auf ihren Retter, und es soll derjenige sein, der die Krone der Ninja in seinen Besitz bringt. Sorge dafür, dass du es bist, Yakup. Wenn nicht, wenn es Shimada gelingt, sich die Krone anzueignen, wird er einige Schritte näher an Amaterasus Vernichtung gekommen sein, sodass sie ewig und für alle Zeiten in ihrem Dunklen Reich schmachten muss. Du willst ihre Befreiung. Hol dir die Krone der Ninja, hol sie dir!«

Yakup hatte gespannt zugehört. Er wusste nicht viel über diese geheimnisvolle Krone, die dem besten aller Ninja zustehen sollte.

Es gab nichts Schriftliches über die Krone, aber die mündlichen Überlieferungen besagten, dass derjenige, der sie in seinen Besitz bringen konnte, auch die Macht hätte, über alle Ninja zu regieren.

Zii sprach weiter. »Ich habe aus den Tiefen des Dunklen Reichs die Botschaft erhalten. Amaterasu will, dass sie keinem anderen als dir in die Hände fällt, aber du musst dich beeilen, denn schlimme Gestalten sind hinter ihr her.«

»Wer?« fragte Yakup.

Wieder ließ sich der alte Zii mit seiner Antwort Zeit.

»Einmal ist es Shimada, der davon erfahren hat. Zum anderen auch der Teufel, der sich ebenfalls der Krone bemächtigen will. Es wird ein Rennen um sie geben, und ich drücke dir die Daumen, dass du es schaffst. Sie kann überall verborgen sein, deshalb bitte ich dich, die Hilfe deiner Freunde in Anspruch zu nehmen. Suche die Krone und nimm sie an dich. Achte auf die Spuren, die sie hinterlässt.«

Yakup wusste, was er zu tun hatte. Ehrfurchtsvoll verneigte er sich vor den Toten und stellte, als er sich wieder aufgerichtet hatte, eine weitere Frage. »Kannst du mir einen Hinweis geben, wo ich die Krone finde?«

»Nein, ich weiß den Platz nicht. Sie kann in einem Vulkan liegen oder in der Wüste. Es ist auch möglich, dass sie sich in einer großen Stadt befindet. Die Welt ist groß, der Teufel mächtig und Shimada ebenfalls. Sei auf der Hut, mein Freund. Sei nur auf der Hut, denn die Jagd nach der Krone hat bereits begonnen.«

»Ich danke dir für die Warnung, und ich werde alles tun, um dich nicht zu enttäuschen.«

»Mich?« Sogar ein Lachen hatte Yakup aus den Worten herausgehört. »Nein, mich brauchst du nicht mehr zu enttäuschen. Ich bin tot. Du darfst die Menschheit nicht enttäuschen, das ist es, was ich dir mit auf den Weg geben wollte. Enttäusche sie niemals, sie hat es nicht verdient, Yakup, so schlecht sie auch oft genug gemacht wird. Sie soll überleben, nur sie ist unsere Chance. Und jetzt geh, denn ich spüre die Schwäche des Todes, die mich wieder übermannt. Ich existiere dort,

wo alles, was für dich wertvoll ist, seine Bedeutung verloren hat.«

Mit diesen Worten schloss der alte Zii, und Yakup Yalcinkaya zog sich nach einer weiteren Verbeugung wieder zurück. Er hatte viel Neues erfahren, er wusste nicht, wie die Krone aussah, wer sie geschaffen hatte und welche Macht sie besaß. Aber er war fest entschlossen, sie zu finden, auch wenn er sich mit Shimada und dem Teufel herumschlagen musste.

Als er sich schon umgewandt hatte, hörte er noch einmaldie Stimme des alten Zii. »Mir ist etwas eingefallen, mein Freund. Ich kann dir eine Spur geben. Begib dich in das Land der aufgehenden Sonne und suche dort das Tal der Schatten. In dieser Schlucht kannst du sie vielleicht finden oder eine Spur von ihr. Aber hüte dich. Der Weg ist voller Gefahren, auch andere werden lauern, und der Teufel hat mächtige Verbündete in Japan.«

Yakup drehte sich um. »Wen meinst du?«

»Es sind die Menschen, die sich zu einer Organisation zusammengeschlossen haben, die auf den Namen Yakuza hört. Hast du verstanden? Yakuza…«

Yakup nickte. »Ja, ich habe dich begriffen. Ich kenne diese Vereinigung. Sie ist wirklich nicht gut.«

Das meinte er auch so, denn Yakuza war der japanische Ausdruck für Mafia.

***

Die blonde Frau, in deren Brust ein Kunstherz aus Aluminium schlug, hörte hinter sich das Seufzen ihres Schülers und hätte am liebsten selbst gestöhnt.

Stattdessen stand sie am Fenster und schaute auf die Berge, über deren Gipfel eine fahle Dezembersonne leuchtete, wobei ihr Licht die hellen Schneeflächen traf.

Die Frau dachte daran, dass ein Weihnachtsfest vor der Tür stand, und sie erinnerte sich wieder an ihre Zeit in London, wo sie die Tage oft genug mit dem Geisterjäger verbracht hatte.

Das war nun vorbei.

John befand sich noch in London, er war auch bereit gewesen, sie wieder aufzunehmen, aber sie hatte es nicht gewollt und sich bewusst von ihm getrennt.

Jane Collins wollte Abstand von dem gewinnen, was einmal zwischen den beiden gewesen war.

Furchtbar hatte das Schicksal zugeschlagen. An ihre Zeit als Hexe wollte Jane nicht mehr zurückdenken, sie war einfach grauenvoll gewesen, aber sie konnte sie nicht verdrängen, so sehr sich Yakup, in dessen Kloster sie wohnte, auch bemühte.

Am Anfang hatte sie es toll gefunden und sich auch sehr wohl

gefühlt, aber die Zeit ging nicht vorbei, ohne dass der Mensch sich entwickelte. Jane bekam zwar die Aufgabe, Ali zu unterrichten, nur war es nicht das, was sie wollte.

Sie musste raus.

In die Stadt, unter die Menschen, und da hakte es schon aus, denn es gab noch ein Problem.

Jane wurde gejagt.

Ihre ehemaligen Hexenschwestern hatten ihr die Rückkehr in das normale Leben nicht verziehen und setzten alles ein, um ihrer habhaft zu werden. Bisher hatten sie die Klostermauern sicher beschützt. War sie allein unterwegs, bot sie eine zu große Angriffsfläche, denn die alten Hexenschwestern witterten genau, wenn sich jemand aus einem gewissen Schutzmantel löste.

Deshalb musste sie bleiben und weiterhin nur an das denken, was sie so gern einmal getan hätte.

Weglaufen, frei sein, lachen, scherzen.

»Jane!« Die Stimme des Jungen Ali unterbrach ihre Gedanken und holte sie zurück in die Wirklichkeit.

Sie drehte sich um, strich eine Haarsträhne aus der Stirn und fragte: »Was ist denn?«

Ali saß an einem Tisch, raufte sein dunkelbraunes Haar und schüttelte den Kopf. »Ich komme einfach nicht klar. Eure Sprache ist zu kompliziert.« Er ließ sich zurückfallen. »Das begreife ich nie. Das brauche ich auch nicht. Ich kann mich doch verständlich machen.«

»Ja, das stimmt. Aber wir haben beschlossen, dass du die Sprache richtig lernst.«

»Viel lieber würde ich mit Yakup kämpfen, wenn es gegen die Typen geht, die John und ich erlebt haben. Du erinnerst dich doch, dass wir beide gefangen waren und…«

Jane Collins kannte die Tricks des Halbwüchsigen. Zu Beginn hatte es der Junge immer wieder dank seiner Ablenkungskünste geschafft, sie vom Pauken abzubringen. Darauf fiel Jane jetzt nicht mehr herein. Sie trat an den Tisch, sah Ali dabei an und nahm ihm das Übungsheft weg.

Schon beim ersten Blick erkannte sie, dass Ali nicht so schlecht war, wie er sich gemacht hatte. Als Zensur hätte sie ihm eine Drei geben können. Als Ali ihr Nicken sah, stieg Hoffnung in ihm auf.

»Na, ist es…?«

Jane ließ das Heft sinken. »Ja, das ist gar nicht schlecht.«

»Prima.«

»Und morgen wird gerechnet.«

Ali verzog den Mund. »Ist das nicht deine schwache Seite?«

»Wenn du so willst, ja, aber ich bin zufrieden. Wenn du wirklich mal so werden willst wie Yakup oder John, musst du lernen, Ali. Leider.«

Er nickte. »Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig.« Ali packte seine Sachen zusammen und verstaute sie in einer Tasche. Jane schaute ihm dabei zu. Sie machte den Eindruck, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders, das merkte der Junge, denn er schüttelte den Kopf und sprach die ehemalige Hexe an.

»Du kommst mir aber so komisch vor.«

»Ich?« Jane lachte unecht. »Nein, Ali, da wirst du dich getäuscht haben.«

Er stand auf. »Ich spüre es genau, Jane. Dieses Kloster ist ein guter Schutz, doch auch das kann einem mal zu viel werden, wenn ich dich richtig verstehe. Ist es nicht so?«

»Vielleicht.«

»Ich glaube es sogar, Jane. Irgendwie bist du verändert. Yakup würde sagen, dass du einfach zu viel nachdenkst. Und ich bin auch der Meinung. Sollen wir nicht wieder nach Frisco gehen? Yakup hat mich schon ziemlich gut ausgebildet. Wenn die anderen kommen, kann ich mich wehren.«

Jane strich durch sein Lockenhaar. »Das finde ich ja alles toll von dir, mein Junge, trotzdem kannst du mir nicht helfen. Es gibt Dinge, mit denen muss ein Mensch allein fertig werden.«

»Das hat Yakup auch gesagt.« Ali lächelte. »Manchmalhabe ich das Gefühl, als würdest du viel an John Sinclair denken.«

»Das stimmt.«

»Möchtest du wieder zu ihm?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Jane mit leiser Stimme. Dann wiegelte sie ab. »Außerdem darfst du nicht vergessen, dass London auch meine Heimat ist. Ich habe dort lange gewohnt und gearbeitet. An dieser Stadt hängen die meisten meiner Erinnerungen. Du hast doch auch eine andere Heimat. Jeder hängt daran.«

Ali nickte ernst. »Soll ich dir etwas sagen, Jane? Manchmal, wenn ich in der Nacht nicht schlafen kann, denke ich sogar daran und auch an meine Eltern, die man umgebracht hat.«

»Siehst du.«

Ali nahm seine Tasche. Er war in den letzten Monaten gewachsen und fast schon zu einem jungen Mann geworden. »Ich habe mir vorgenommen, nach dem Winter öfter Frisco zu besuchen. Willst du dann mit?«

»Ich verspreche es.«

Der Junge freute sich. Seine Augen glänzten plötzlich. »Toll, dann machen wir mal einen drauf.« Er ging zur Tür und winkte. »Wir sehen uns heute Abend beim Essen. Ich muss noch etwas trainieren. Meine Knochen sind eingerostet.«

Jane lachte. »Tu das.«

Ali verschwand, und sie blieb noch im Zimmer. Wieder trat sie ans

Fenster, und diesmal presste sie ihre Stirn gegen die kühle Scheibe. Der Atem schlug gegen das Glas, und sie sah, wie es beschlug.

Heute war wieder einer der Tage, wo die schlechte Stimmung nicht weichen wollte. In der letzten Zeit geschah das häufig.

Vielleicht hing es damit zusammen, dass der Monat Dezember angebrochen war und Jane, wieder ein normaler Mensch, des Öfteren an Weihnachten dachte, das sie früher immer gefeiert hatten. Da blieben die Erinnerungen nicht aus. Sie musste sich einfach damit beschäftigen.

Durch die Nase holte sie Luft. Sie versuchte, alles zurückzudrängen, aber wenn man allein ist, fällt es einem schwer. Auch spürte sie den Kloß im Hals, und als es an der Tür klopfte, wollte ihr das *Come in*! kaum über die Lippen.

Yakup betrat den Raum.

Jane hatte sich langsam umgedreht. Ihre Augen weiteten sich, als sie den Türken sah. Er trug einen Mantel über dem Arm, hatte sich eine Lederjacke übergestreift und seine schwarze Jeans angezogen.

Was Jane verwunderte, war der Koffer, den er trug, jetzt abstellte, den Raum betrat und die Tür hinter sich schloss.

»Du willst verreisen?« fragte Jane leise.

»Ja.«

Sie lächelte. »Gibt es einen Grund?«

Yakup kam nickend näher. Dicht vor Jane blieb er stehen. Seine Augen glänzten. Jane wusste genau, dass Yakup sie mochte, das war allein seinem Blick anzusehen. Doch er würde sich hüten, sie auch nur einmal zu berühren, das verbot einfach seine Erziehung. Erst wenn es Jane wollte und es ihm auch sagte, konnte die Sperre fallen.

So blieb es allein bei der Verehrung oder platonischen Liebe.

»Die Leichen riefen mich.«

Jane Collins erschrak. Sie wusste von den Toten, obwohl sie sie auf dem Leichenbaum noch nie gesehen hatte. Den Keller durfte sie ja nicht betreten. Wenn Yakup aber so ernst von ihnen sprach, hatte er seine Gründe! Und er würde sich auch nicht umstimmen lassen.

»Darf ich den Grund erfahren?«

Der Türke nickte. »Natürlich. Sie haben mich in das Land der aufgehenden Sonne gerufen.«

»Japan?« Janes Augen wurden groß. Sie zog dabei die Schultern wie fröstelnd hoch, als würde ihr das Strickkleid nicht genug Wärme geben.

»Ja, in oder nach Japan.«

»Was willst du denn da?«

»Ich muss die Krone der Ninja finden, und die wiederum liegt im Tal der Schatten.«

»Davon habe ich bisher nie etwas gehört«, gab Jane zu.

»Ich auch nicht«, erklärte Yakup. »Die Krone der Ninja war mir schon ein Begriff, obwohl es über sie keine Aufzeichnung gibt. Das Wissen wurde allein mündlich weitergegeben.«

»Kennst du denn den Weg?« fragte Jane.

»Ich suche ihn noch.«

»Japan ist groß.«

»Es gibt viele Stationen, die ich gehen muss. Man wird mich geleiten. Ich habe Verbündete dort und werde ihnen einen Besuch abstatten. Dort decke ich mich auch mit Waffen ein. Es tut mir Leid, dich allein zu lassen, aber ich kann nicht anders. Es muss einfach sein.«

Jane nickte. »Das kenne ich«, flüsterte sie. »Da bist du wie John. Wenn er etwas tun musste, ließ er sich kaum von einer anderen Person hereinreden.«

»Du bist in guter Obhut. Ich habe den anderen Bescheid gesagt. Sie werden auf dich Acht geben, Jane.«

»Das brauchen sie nicht. Ali hat mir vorhin noch versprochen, mich zu beschützen.«

»Da bin ich froh.« Yakup legte beide Hände auf die Schultern der blonden Frau. »Bevor ich Abschied nehme, will ich noch mit dir reden. Es wird für mich eine schwere Aufgabe werden. Ich muss den Weg erst suchen, aber ich bin fest entschlossen, ihn zu finden. Nichts und niemand soll mich aufhalten, obwohl es sehr gefährlich werden kann. Das Grauen lauert überall. Es kennt keine Grenzen, und ich bin nicht der Einzige, der die Krone der Ninja will.«

»Auch Shimada?« fragte Jane.

»Er ebenfalls. Aber da ist noch ein Dritter. Es soll Asmodis persönlich sein, der sich gern mit der Ninja-Krone schmücken will. Ich kenne den genauen Grund nicht. Wahrscheinlich sammelt er Pluspunkte im großen Kampf gegen den Spuk.«

»Das kann sein.«

Die beiden hatten noch Zeit. Sie sprachen miteinander, und Jane Collins erfuhr von Yakup gerade so viel, wie dieser noch ihr gegenüber verantworten konnte.

Wenig später ging er.

Jane brachte ihn nach draußen bis in den Garten. Die Luft war kalt geworden. Der Wind wehte über die Gipfel der Berge hinweg und brachte den Geruch von Schnee mit.

Als Yakup abfuhr, winkte er Jane ein letztes Mal zu.

Die Frau winkte zurück. Dass sich ihre Augen mit Tränen füllten, lag nicht allein an dem beißenden Wind, der gegen ihr Gesicht fuhr.

Es war auch die Befürchtung, dass Yakup den größten Fehler seines Lebens gemacht hatte.

***

Das war wieder ein Wetter!

Furchtbar, kann ich nur sagen. Ich war schon eine halbe Stunde früher aufgestanden, um wenigstens pünktlich meinen Schreibtisch zu erreichen, und dann hatte ich freiwillig das Lenkrad übernommen, sodass Suko neben mir sitzen und Zeitung lesen konnte.

Viel sah er nicht. Draußen war es noch dunkel, und über London goss der Himmel all sein Wasser aus, das sich in den Wolken angesammelt hatte. Der Wind peitschte die langen Schleier in die Straßenschluchten hinein. Die Wischer arbeiteten auf Hochtouren, um der Wassermassen Herr zu werden.

Die Staus lösten sich ab. Aus dem Radio kam flotte Musik, und der Sprecher gab noch ein paar Witze für die Staugeschädigten durch, über die ich als Betroffener nicht mal lachen konnte.

Auch Sukos Laune war besser als meine. »Freust du dich nicht, wieder in London zu sein?«

»Und wie!«

»Ja, das sieht man.«

»In Frankreich war das Wetter wirklich besser.«

»Dafür hattest du auch die Mumien.«

»Und die Templer.«

»Vergiss die Werwölfe nicht.«

»Eben!« Das brachte mich wieder auf den Punkt. Ich hatte von Nadine erfahren. Die Wölfin aus London war in denfernen Zauber mit hineingeraten, allein durch Lupinas Projektion, die aus einem anderen Reich in unsere Welt hineingeworfen wurde.

Ich fragte Suko nach Nadine, denn über sie hatten wir nur am Rande gesprochen.

»Es geht ihr wieder gut. Sie hat den magischen Angriff Lupinas, ohne Schaden zu nehmen, überstanden.«

»Bist du sicher?«

»So weit man das kann.«

Der Wagen vor mir, ein Truck, fuhr wieder an. Vor dem Bentleykühler puffte eine hellgraue Abgaswolke hoch. Ich stellte rasch das Gebläse ab, damit die Schwaden nicht in den Bentley drangen.

Ich befand mich seit drei Tagen wieder in London und hatte eigentlich Ruhe gehabt. Dabei war ich sogar dazu gekommen, Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Für jeden eine Kleinigkeit, das musste reichen. In einer Woche feierte man das Fest, wobei ich damit rechnete, in London bleiben zu können, denn bisher deutete nichts auf einen Angriff schwarzmagischer Mächte hin oder auf einen neuen Fall.

Es wäre herrlich gewesen, wenn sich das alte Jahr so verabschiedet hätte.

Dabei hatten wir trotzdem einiges zu tun. Das große Rätsel waren eben die Templer. Mit ihnen würden wir uns auch im folgenden Jahr

beschäftigen müssen. Wir wussten einfach zu wenig über sie und waren dabei, Material über diese Gruppe zusammenzutragen.

Dabei spielte besonders ein Mann namens Hector de Valois eine Rolle. Er war einer der mächtigen Templer-Ritter gewesen, und in Frankreich hatte ich erleben müssen, wie Werwölfe sein Grab öffneten und dann geschockt waren, als sie auf ein silbernes Skelett schauten.

Es war von den heutigen Templer-Rittern mitgenommen worden, die auch die Werwölfe durch Silberpflöcke getötet hatten.

Bis zur nächsten Ampel kamen wir. Da ging nichts mehr. Von vier Seiten staute sich der Verkehr. Ich konnte auf einen Weihnachtsbaum sehen, dessen Lichter sich hektisch bewegten, weil der Wind wie mit schaufelnden Händen in den Baum hineinfuhr und ihn durchschüttelte.

»Haben wir schon mal so lange gebraucht?« fragte Suko.

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Dito.«

Auch die längste Fahrt nähert sich mal dem Ende, und als wir unser Ziel erreichten, war ich froh. Den Bentley stellte ich auf dem kleinen Parkplatz ab, hastete geduckt durch den Regen und atmete erst auf, als wir in der Halle standen.

Fünfzehn Minuten waren wir zu spät gekommen. Daran konnte man eben nichts ändern.

Glenda Perkins war natürlich schon im Büro, dessen trockene Luft vom Duft des Morgenkaffees veredelt wurde. Ich bekam glänzende Augen und sah, wie Glenda auf die Uhr schaute. »Mahlzeit«, sagte sie.

»Gleichfalls.«

»Sorry, John, aber ich bin schon einige Zeit hier.«

»Hast du hier übernachtet?« fragte Suko.

»Nein, ich stand nur rechtzeitig genug auf.«

»Wie schön für dich.«

Glenda trug ein hellblaues Strickkleid, das ihre Figur eng umschmeichelte. Da bekam das Auge eine Hügellandschaft zu sehen, die nicht von schlechten Eltern war, und ich nickte anerkennend.

»Ist was?« fragte Glenda kokett.

»Darf ich dich nicht anschauen?«

»Gibt es einen Grund?«

»Ja, dein Weihnachtsgeschenk.«

Sie zog die Augenbrauen zusammen. »Wieso das denn?«

Ich hob die Schultern. »Ich sah neulich einen durchsichtigen BH. Das heißt, es war mehr ein winziges Stück Stoff, aber toll gemacht. Vielleicht sollte man…«

Glenda kam zu mir und legte mir ihren Zeigefinger auf die Lippen. »Am frühen Morgen bist du schon so auf Touren?«

»Wenn ich dich sehe, immer.«

»Hau doch nicht so auf den Putz, John! Dir ist wohl der Aufenthalt in Frankreich nicht bekommen.«
»Ganz im Gegenteil, meine Liebe. Es war ausgezeichnet.«
»Hast du da nicht eine etwas suspekte Archäologin kennen gelernt?« fragte sie.
»Ja, Cecile Villard.«
»Hört sich schon gut an.«
»Die war auch nicht schlecht.« Ich grinste. »Aber leider hielt sie nicht viel von englischen Männern.«
Glenda zeigte mit dem Finger auf mich, und ich fühlte mich wie ein Angeklagter. »Du könntest dir ruhig etwas mehr Mühe geben.«
»Noch mehr?«
»Nimm deinen Kaffee mit.«
Ich schenkte mir die Tasse ein. Den Tee für Suko brachte Glenda persönlich in unser gemeinsames Büro. Suko saß schon am Schreibtisch und kümmerte sich um einen dicken Wälzer. Der Inhalt des Buches beschäftigte sich mit den Templern im Mittelalter. Ich hatte es schon durchgeblättert, mir aber vorgenommen, es noch genauer zu lesen.
Glenda stellte die Teetasse vor Suko ab. »Noch eine Frage?« erkundigte sie sich.
»Ich danke dir«, sagte der Inspektor.
»Aber ich habe eine«, sagte ich.
»Und?«
»Was machst du denn Silvester?«
»Da feiere ich.«
»Toll. Allein?«
»Mit dir nicht mehr, John. Ich denke da nur an letztes Jahr, wo du am anderen Morgen eine Fischvergiftung hattest. Dabei hast du gar keinen Fisch gegessen, nur eben zu viel getrunken. Dann hat es geschellt, und du standest plötzlich als Kind vor der Tür. Nein, das hat mir gereicht. Ich feiere nur mit dir, wenn du versprichst, dass alles glatt über die Bühne läuft.«
»Das kann ich nicht.«
»Dann hast du Pech gehabt.«
»Darüber werden wir noch reden.«
Glenda stand an der Tür. »Aber bald, mein Lieber. Viel Zeit bleibt dir wirklich nicht mehr.«
Ich nahm Platz und trank den ersten Schluck. Über seine Teetasse hinweg grinste mich Suko an. »Du solltest dich mehr um Glenda kümmern. Sie verödet sonst.«
»Bei dem Job?«
»Stimmt auch wieder. Es ist eben schwer, das alles auf die Reihe zu bringen.« Er stand auf und schaute auf die Uhr.

»Wo willst du hin?«

»Ich sehe mich mal in unserem Archiv um, ob wir da noch etwas über die Templer haben. Wenn nicht, müssen wir irgendwann zu Lady Sarah Goldwyn. Sie hat es uns angeboten.«

»Und wird sich wieder reinhängen.«

»Damit musst du rechnen.«

Suko ging, ich blieb allein zurück, nuckelte an meinem Kaffee und hatte eigentlich gar keine Lust, etwas zu tun. An diesem bewussten Morgen fehlte mir einfach der Biss. Vielleicht drückte auch das trübe und stürmische Wetter auf meine Stimmung, jedenfalls war ich froh, als das Telefon läutete und meine Gedanken unterbrach.

Der Anrufer war im Vorzimmer hängen geblieben. Ich hörte Glendas Stimme, die ungewöhnlich kratzig und gleichzeitig abweisend klang. »John, da ist ein Anruf für dich.«

»Okay, wer denn?«

»Aus den Staaten.«

»Noch besser. Stell durch.«

»Willst du nicht wissen, wer?«

»Doch, natürlich.« Ich holte eine Zigarette hervor und legte sie auf den Schreibtisch.

»Es ist Jane Collins!«

***

Das war wirklich die Überraschung am frühen Morgen. Zunächst einmal sagte ich nichts, auch Glenda schien nicht mit einem Kommentar gerechnet zu haben, denn sie stellte durch.

Noch immer sagte ich nichts, bis ich die leise, ferne Stimme hörte und dabei glaubte, sogar das Zittern zu vernehmen. »John, bist du es?«

»Ja.«

»Hier ist Jane.«

Ich steckte mir die Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an. Das alles tat ich automatisch, ohne es bewusst wahrzunehmen.

Sofort waren die Erinnerungen da.

Jane Collins!

Meine Güte, was hatte ich wegen ihr gelitten und durchgemacht.

Die Zeit als Detektivin, dann als Hexe, die anschließende Befreiung mit der Herzverpflanzung, und jetzt lebte sie bei Yakup in einem Kloster nahe San Franzisko.

»Hast du aufgelegt, John?«

»Nein, nein, ich bin noch am Apparat.«

»Das ist gut.«

»Weißt du, Jane, der Anruf kam ein wenig überraschend für mich. Ich habe damit nicht gerechnet.«

»Entschuldige.«

»Mädchen, du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Du wirst sicherlich einen Grund gehabt haben, mich anzuklingeln.«

»Den habe ich.«

»Und wie geht es dir persönlich?«

»Ich lebe.«

Die Antwort ließ mich stutzig werden. So sprach jemand, der sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte, aber nicht dagegen ankämpfte oder etwas Neues auf die Beine stellen wollte.

»Aber es geht nicht um mich, John, sondern um Yakup. Er ist verschwunden, seit ungefähr zwei Wochen.«

»Einfach weg?«

»Nicht ganz. Yakup musste nach Japan, um dort die Krone der Ninja zu finden.«

Ich lehnte mich zurück und ahnte schon, dass einiges auf uns zukommen würde. Den Rauch blies ich neben den Hörer, als ich Jane bat, mir Einzelheiten zu erzählen.

Das tat sie auch. Es wurde ein langes Gespräch, das ich auf Band aufnahm. Zum Schluss meinte sie: »Ich wusste mir wirklich keinen anderen Rat mehr, als dir Bescheid zu geben. Hier habe ich keinen Menschen, dem ich mich anvertrauen kann. Du verstehst, was ich meine?«

»Sicher.«

»Dann bin ich zufrieden.« Ich hörte ihr scharfes Atmen. »Wirst du etwas unternehmen?«

»Das ist leichter gesagt, als getan.«

»Stimmt, John, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass sich Yakup übernommen hat. Schließlich sind auch Asmodis und Shimada hinter dieser Krone her. So etwas kann schief gehen.«

»Das denke ich auch.«

»Wenn du Fragen hast…«

»Nein, nein, du hast ja alles erzählt.« Ich dachte nach. »Hat dir Yakup gesagt, an wen man sich wenden könnte, wenn wir nach Japan fliegen? Gibt es eine Kontaktperson?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»So etwas ist natürlich nicht gut. Wenn wir fliegen, befinden wir uns praktisch im luftleeren Raum.«

»Du musst das Tal der Schatten finden, aber da ist noch ein Begriff, der mir Angst macht. Yakup erwähnte ihn noch, bevor er ging. Yakuza.«

Ich schluckte und bekam leichte Magenkrämpfe. Yakuza ist die japanische Mafia. Und diese Burschen waren nicht nur hart, sondern superhart. Das waren eiskalte Typen, die über Leichen gingen, wenn man ihnen in die Quere geriet. Sie gehörten zu einer modernen Killergruppe, gaben sich aber traditionsbewusst, und ihre Mitglieder

beherrschten oft genug die alten Kampftechniken.
»Du bist sprachlos, John?«
»Natürlich.«
»Willst du denn nach Yakup suchen?« Ich hörte die Angst aus ihrer Stimme.
»Dir liegt viel daran?«
»Ja, sehr viel.«
Vor der nächsten Frage hatte ich Furcht, aber sie musste einmal gestellt werden. Zudem hatte ich mir schon genug Gedanken darüber gemacht. Vielleicht bekam ich jetzt eine Antwort. »Liebst du ihn eigentlich, Jane?«
Sie schwieg. Klar, das hätte ich auch getan. Ich spürte, wie mein Herz klopfte. Schon machte ich mir Vorwürfe, zu egoistisch gedacht zu haben, denn die Frage hatte Jane sicherlich unvorbereitet getroffen.
»Ich weiß es nicht, John, ich weiß es wirklich nicht. Es ist alles so anders geworden. Ich komme mir vor wie in einem goldenen Käfig. Die Jahre als Hexe haben mich mehr gezeichnet, als ich es hatte zugeben wollen. Tut mir Leid.«
»Das kann ich verstehen. Du hast auch Heimweh?«
»Ja, besonders jetzt, so kurz vor Weihnachten.«
»Okay, Jane, vielleicht sehen wir uns mal in London. Ich jedenfalls würde mich freuen.«
»Und Glenda?«
Ich lachte in den Hörer. »Immer noch die alte Geschichte?«
»Vielleicht.«
Wir sprachen wieder über den Fall. Ich machte Jane klar, dass ich ihr Bescheid geben würde, wenn wir etwas erreicht hatten.
»Dann werdet ihr also fliegen?«
»Ich glaube schon.«
»Danke, John, danke.« Sie unterbrach die Verbindung. Ich hielt den Hörer noch für eine Weile in der Hand und starrte ihn an, als könnte er mir Antwort auf viele Fragen geben, die mir auf der Seele brannten. Als ich ihn endlich auf den Apparat drückte, stand Glenda im Büro. Ich hatte sie nicht eintreten hören. Sie war an der Tür stehen geblieben.
»Was wollte Jane?«
»Sie steckt in Schwierigkeiten.«
»Privat?«
»Nein, nein, das nicht. Es gibt Ärger mit Yakup. Er ist in Japan verschollen.« Ich stand auf und trat ans Fenster. »Seit ungefähr zwei Wochen hat Jane nichts mehr von ihm gehört.«
»War er privat in dem Land?«
»Nein, es geht um einen Fall.« Mit wenigen Worten setzte ich Glenda ins Bild.

»Und ihr sollt ihn suchen. Suko und du.«

»Genau.«

»Willst du fliegen?«

Ich stieß die Fäuste in die Hosentaschen und antwortete mit einem harten »Jawohl«.

Glenda erwiderte nichts. Sie blieb ruhig, blickte zu Boden und hob die Schultern.

»Ich weiß, Glenda, dass es nicht einfach für mich werden wird. Aber ich kann nichts daran ändern. Zudem mischen einige Dämonen mit, die auch uns schwer im Magen liegen.«

»Das ist klar. Du weißt aber nicht, wie lange es ungefähr dauern wird, bis du wieder zurück bist?«

»Nein, das kann ich nicht sagen.«

»Soll ich Suko anrufen?«

»Es wäre nett.«

Glenda ging wieder. Ich konnte mir vorstellen, wie es in ihrem Innern aussah. Noch zu ihrer Zeit als Detektivin waren Jane und sie große Rivalinnen gewesen, und das schien sich bis zum heutigen Tag nicht geändert zu haben. Glenda hatte es nur verdrängt.

Suko kam sehr schnell. Ob er fündig geworden war oder nicht, darüber sprach er nicht und fragte nur: »Liegt ein neuer Fall an? Glenda sprach so seltsam.«

»Ja, wir müssen nach Japan.«

»Wie?«

»Ich erkläre es dir bei Sir James. Dann brauche ich nicht alles zweimal zu sagen.«

So gingen wir zu unserem Chef, und ich fühlte mich, ehrlich gesagt, nicht wohl in meiner Haut.

***

Mit seinen Außenbezirken war Tokio die größte Stadt der Welt. So jedenfalls stand es geschrieben. Keine direkte Stadt, sondern ein gigantisches Machwerk aus Chaos, Durcheinander, Menschen, Verkehr, Arbeit und Vergnügen. Und das alles zusammengeballt auf engstem Raum, wo eine Familie mit Kindern zufrieden sein konnte, wenn sie eine Zweizimmerwohnung hatte.

Unter uns lag die Stadt wie ein gewaltiger Teppich, als der Jet zur Landung ansetzte. Ich sah auch den Dunstschleier, ein Zeichen, dass Tokio zu einem der größten industriellen Gebiete Japans gehörte.

Unseren freundschaftlichen Beziehungen zur japanischen Botschaft hatten wir es zu verdanken gehabt, dass der Einsatz so reibungslos vonstatten ging. Wir waren angemeldet worden und hatten auch unsere Waffen mitnehmen dürfen, denn die würden wir bestimmt brauchen.

Sir James hatte sich zudem sehr kooperativ gezeigt. Vielleicht war es ausschlaggebend für ihn gewesen, dass auch Asmodis mitmischte, denn ihm gönnte er jede Niederlage.

Die Morgendämmerung lag über dem Land, als wir anflogen. Die Stadt lag wie ein Lichterteppich unter uns. Das Meer hatten wir bereits hinter uns gelassen, und ich bekam ein schlechtes Gefühl, als ich daran dachte, Yakup in einem solchen Wirrwarr suchen zu müssen.

Ich gehöre zu den Leuten, denen die Fliegerei nichts ausmacht.

Als wir unser Ziel erreichten, fühlte ich mich topfit, denn ich hatte geschlafen.

Die Landung verlief ohne Schwierigkeiten. Gesprochen wurde kaum. Jeder Fluggast wird bei der Landung von einer merkwürdigen Spannung in Atem gehalten. Erst als die Maschine stand, hatte das Schweigen ein Ende.

Nach der Landung hätten wir eigentlich zur Kontrollegemusst, doch zwei Beamte kamen lächelnd auf uns zu und baten uns höflich in einen reservierten Raum.

Hier erwartete uns ein Mann namens Muroto. Für einen Japaner war er ziemlich groß. Er trug einen braunen Anzug, hatte das dunkle Haar streng gescheitelt und verbeugte sich, als er seinen Dienstgrad hinzufügte.

Er war Kommissar.

»Japan heißt Sie willkommen, meine Herren.« Er sprach flüssiges Englisch. »Man hat Ihre Verdienste hier nicht vergessen, und wir hoffen, Ihnen weiterhin behilflich sein zu können.«

»Das hoffen wir auch.«

»Darf ich Sie zu einem ersten Gespräch in eine unserer Teestuben bitten?«

»Gern.«

Der Flughafen Hanida war immens groß. Ich bekam überhaupt nicht mit, wohin der Kollege uns führte. Jedenfalls fuhren wir ein paarmal mit der Rolltreppe und landeten schließlich in einem kleinen Teehaus. Es war europäisch eingerichtet.

Alkohol wurde keiner ausgeschenkt. Dafür gab es einen hervorragenden Tee. Wir saßen nahe einer Lampe, die unsere Gesichter mit einem warmgelben Schein verwöhnte.

Die anderen Gäste – durchweg Geschäftsleute – kümmerten sich nicht um uns, sodass wir in Ruhe sprechen konnten, nachdem wir die ersten Schlucke genommen hatten und von dem Getränk begeistert waren.

Kommissar Muroto hob die Schultern, als er das Gespräch begann. »Ich weiß kaum, um was es Ihnen geht. Man sagte mir nur, dass Sie einen Mann hier in Japan suchen. Und mit Verlaub gesagt, da haben Sie sich sehr viel vorgenommen.«

Ich lachte. »Sie umschreiben unsere Chancenlosigkeit gut, Mr.

Muroto, aber Sie haben Recht. Wir suchen einen Mann.«

»Und zwar diesen«, erklärte Suko. Er holte ein Foto aus der Tasche. Das Bild zeigte Yakup Yalcinkaya in Kampfkleidung.

Der Japaner war überrascht. »Ein Ninja?«

»In der Tat.«

»Dazu Europäer, das findet man nicht oft.«

»Gibt es noch viele Ninjas hier?«

Muroto lächelte. »Man redet nicht darüber. Es ist besser so. Lassen wir das einmal zur Seite. Auch wenn er Europäer ist, wird es schwer sein, ihn zu finden, Tokio ist gewaltig.«

»Er kann sich auch woanders aufhalten«, sagte ich.

»Und wo?«

»Haben Sie schon einmal etwas vom Tal der Schatten gehört?« fragte Suko.

Muroto überlegte. Er trank dabei, setzte die Tasse ab und legte seine Hände aufeinander. »Nein, das ist nicht der Fall. Es gibt bei uns viele blumenreiche Namen, aber ein Tal der Schatten ist mir noch nicht untergekommen.«

»Es hängt möglicherweise mit der Mythologie Ihres Landes zusammen«, fügte ich hinzu.

»Genaueres wissen Sie nicht?«

»Nein.«

»Das ist natürlich schlecht.« Er rieb sein Kinn. Um ihn nicht völlig hoffnungslos zu machen, berichtete ich von Einzelheiten, die uns bekannt waren. Auch der Name Yakuza fiel, und der ließ den Kollegen aufhorchen.

»Sie wollen sich mit diesen Leuten anlegen, Mr. Sinclair?«

»Möglicherweise wird uns nichts anderes übrig bleiben.«

»Das ist gefährlich.«

»Wir wissen es.«

»Die Yakuza-Banden sind ähnlich gegliedert wie Ihre Mafia, sie achten aber noch mehr auf Tradition. Es gibt auch so etwas wie ein Gesetz des Schweigens bei ihnen.« Der Kollege hob die Schultern.

»Aus diesem Grunde frage ich mich, wie Sie es schaffen wollen, diesen stummen Ring zu durchbrechen.«

»Können Sie uns helfen?«

»Nein!« erklärte er auf meine Frage. »So gern ich dies auch tun würde, das ist mir nicht möglich. Japan ist sehr offen und gastfreundlich, aber auch hier gibt es gewisse Grenzen, selbst für einen Einheimischen.«

»Also keine Chance!« fasste ich zusammen.

Kommissar Muroto ließ sich Zeit mit der Antwort. Er nahm einen Schluck Tee, stellte die Tasse sacht weg und fragte plötzlich: »Haben Sie Angst vor Vögeln?«

»Es kommt auf die Vögel an«, meinte Suko.
»Falken!«
»Die sind in der Tat ungewöhnlich«, gab mein Freund zu.
Muroto nickte. »Ja, es sind interessante Tiere. Es gibt hier in der Nähe von Tokio einen Menschen, den man den Falken nennt. Ein Mann mit sehr viel Einfluss und Macht. Man sagt ihm die besten Verbindungen zum Kaiserhaus nach, und das muss wohl stimmen. Er weiß über vieles Bescheid. Man nennt ihn den Falken, weil er diese Tiere sammelt. Außerdem hat er so scharfe Augen wie sie. Dieser Mann könnte eine Chance für Sie sein.«
»Meinen Sie, dass er etwas über das Tal der Schatten weiß?«
Der Kommissar breitete die Arme aus. »Das kann ich Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen, Mr. Sinclair. Er ist eine Spur, eine Hoffnung, mehr nicht.«
»Dann fahren wir hin.«
»Natürlich. Nur möchte ich Sie warnen. Der Falke lebt ein wenig außergewöhnlich, wenn Sie verstehen.«
»Nein.«
»Er hat gleichgesinnte Menschen um sich geschart. Sein Reich ist ein gewaltiger Garten, wo sich die Falken tummeln können. Sie dürfen also nicht überrascht sein.«
»Können wir denn einfach zu ihm?« fragte Suko.
»Nein, wo denken Sie hin? Das ist nicht möglich. Wir müssen schon die Regeln einhalten.«
»Und die wären?«
»Ich rufe ihn zuvor an.« Der Kommissar erhob sich. »Wenn Sie mich dann entschuldigen würden.«
Er ging zur Theke und sprach mit der männlichen Bedienung.
»Das kommt mir vor, als würde er um eine Audienz bitten«, flüsterte Suko.
»Wie siehst du die Chancen?«
»Allgemein?«
»Ja.«
»Nicht sehr aussichtsreich. Wenn wir bei dem Falken Pech haben, werden wir das Tal und Yakup wohl kaum finden können.«
»Aber er hat es auch gefunden.«
Suko lächelte. »Ist das sicher?«
»Ich gehe zumindest davon aus.«
»Im Gegensatz zu mir.«
Der Kommissar kam zurück. In seinem Gesicht war leider nicht zu lesen, ob er Erfolg gehabt hatte oder nicht. Er nahm Platz, schaute uns an und nickte. »Der Falke ist bereit.«
»Wann?«
»Heute noch«, erwiderte Muroto. »Er will Sie heute noch empfangen.

Wir werden jetzt zu ihm fahren.«

Eine bessere Nachricht hätte er uns nicht überbringen können.

Endlich ging es voran, obwohl der Falke auch nur mehr eine schwache Hoffnung für uns war.

Muroto zahlte die Zeche. Wenig später hatten wir das Lokal verlassen und befanden uns auf dem Weg zu dem Falken.

Auf diesen Mann war ich sehr gespannt!

***

Tokio »fraß« uns nicht.

Kommissar Muroto bewies seine Ortskenntnis, indem er den Innenstadtkomplex weitläufig umfuhr. Trotzdem waren wir oft genug zwischen Fahrzeugschlangen eingeklemmt und mussten Staus abwarten, bis sie sich auflösten. Muroto erzählte etwas über sein Land, die Vergangenheit, die Mythen, die Samurai und auch die Ninja.

»Ist der Falke ein Samurai?« fragte ich.

»Man spricht davon, dass er aus einem der großen, alten Geschlechter stammt.«

»Wie steht er zu Yakuza?«

»Ebenso wie zu uns. Neutral. Er legt sich mit dieser Organisation ebenso wenig an wie mit uns. Da ist er raffiniert. Man kann ihn als eine schillernde Persönlichkeit bezeichnen. Welchen Eindruck Sie auch immer von ihm haben mögen, dieser Mann ist fair. Er würde Sie nie hintergehen. Wenn Sie sein Feind sind, sagt er Ihnen das klipp und klar.«

»Das ist beruhigend.«

Wir fuhren nach Nordwesten. Die Landschaft wurde hügeliger.

Mir fiel auf, dass die Hänge vor uns besonders steil waren.

Japan besteht aus Arbeit, hat mal jemand gesagt. Das erlebten wir auch auf unserer Fahrt durch das grüne Hochland. Es wurde viel angebaut. Tee-, Reis- und Sojafelder wechselten sich ab. Ab und zu sahen wir einen kleinen Betrieb oder eine kleine Fabrik, doch von der Großindustrie blieben wir verschont.

Dafür sahen wir zahlreiche Bauern auf den Feldern, und auch die Straße war ziemlich stark befahren.

Nach etwa einer Stunde meldete sich Murotos Telefon. Der Kommissar hob ab und nahm die Nachricht entgegen. Er war ein wenig blass geworden und fuhr langsamer.

»Ist etwas passiert?« fragte ich.

»Ja, Mr. Sinclair.«

»Und?«

»Sie müssen jetzt starke Nerven haben. Dieses Land ist eben anders. Es gibt alte Gesetze, vor allen Dingen *andere* Gesetze. Tausende von Augen beobachten, sie bekommen alles mit, auch Ihre Ankunft ist

nicht verborgen geblieben. Da man Sie nicht erreichen konnte, ist man über mein Büro gegangen.«
»Bitte, kommen Sie doch zur Sache!« forderte ich ihn auf.
»Geduld, nur Geduld.« Muroto räusperte sich. »Man schickte mir einen Gruß ins Büro. Dieser Gruß hat auch eine symbolische Bedeutung. Es ist ein Zeichen der Schuld. Wenn sich jemand schuldig fühlt, hackt er sich einen Finger ab.«
Ich wurde blass. »Und einen Finger hat man Ihnen zugesandt?«
»Ja, Mr Sinclair. Es ist der kleine Finger eines Weißen, undwir können davon ausgehen, dass er Ihrem Freund Yakup Yalcinkaya gehört.«

***

Ich blickte unbewusst auf meine Hände. Wenn ich mir vorstellte, dass man mir einen Finger abtrennte, wurde mir heiß und kalt zugleich. Meinen Platz hatte ich im Fond des Hondas gefunden, während Suko neben dem Fahrer saß und sich schneller fing als ich.
»Sicher sind sich Ihre Leute nicht, Kommissar?«
»Sie gehen davon aus.« Er beschleunigte wieder. »Natürlich kennen sie den Namen Yakup Yalcinkaya nicht, aber als sie mir die Meldung durchgaben, dachte ich sofort an Ihren Freund.«
»Was möglicherweise nicht einmal falsch war«, murmelte ich.
»Verdammt, ich glaube, das packen wir nicht.«
Die beiden Männer schwiegen. Unser Optimismus sank allmählich in sich zusammen. Ich hätte mir den Finger ansehen müssen, um genau Bescheid zu wissen, aber wo befand sich unser Freund?
Wer von seinen Gegnern hatte ihn gefangen und war grausam genug, so etwas zu tun?
Suko sprach meine finsteren Gedanken aus. »Vielleicht ist er Shimada in die Hände gefallen.«
»Nur das nicht.«
»Wer ist Shimada?« fragte der Kommissar.
Ich lachte auf. Wer war er? »Eine gute Frage, Kommissar. Sie können ihn als eine lebende Legende bezeichnen. Als eine Gestalt, die zwischen den Zeiten lebt, eingeschlossen in einer wandernden blauen Festung, die von einem Todesgarten umgeben ist. Vielleicht ist Shimada der negative König aller Ninja, jedenfalls eine furchtbare Figur, die von mächtiger, dämonischer Seite noch unterstützt wird. Soweit seine Beschreibung. Den Rest können Sie sich bestimmt denken.«
»Und Sie haben gegen ihn gekämpft?«
»Sicher, wir sind des Öfteren aneinander geraten.«
»Dann leben Sie noch?«
»Wir hatten Glück.«

Der Kommissar versuchte, uns auf eine etwas makabre Art und Weise Hoffnung zu machen. »Wenn jemand einen Finger zugeschickt bekommt«, sagte er, »ist das ein Zeichen, dass man ihn noch nicht getötet hat. Man will ihn nur quälen.«

Ich lachte bitter auf. »Soll oder kann das ein Trost sein?«

»Nein, das glaube ich nicht. Ich wollte es Ihnen auch nur gesagt haben. Manchmal ist die Qual schlimmer als der Tod. Meine Leute werden versuchen, den Weg des Päckchens zurückzuverfolgen, wobei ich nicht glaube, dass es ihnen gelingt. Wer so etwas absendet, der sichert sich ungemein stark ab.«

»Bleibt als einzige Hoffnung der Falke«, sagte Suko.

Kommissar Muroto nickte. »Da haben Sie Recht. In ungefähr zehn Minuten werden wir sein Reich erreicht haben.«

Sein Reich, hatte Muroto gesagt.

Allmählich wurde mir dieser Mann unheimlich…

***

Yakup Yalcinkaya wollte nicht mehr über die Schwierigkeiten nachdenken, die er gehabt hatte, um das Tal der Schatten zu erreichen.

Aber er hatte es letztendlich geschafft, dieses Gebiet zu finden, wo das Grauen, die Düsternis und der Tod zu Hause waren.

Es lag in einer vulkanreichen Umgebung. Der Boden war sehr hart, auch porös, und an vielen Stellen drang Rauch aus dem Gestein.

Yakup hatte alles gefunden, auch das, worauf es ihm ankam. Eine gewaltige Höhle, ein Dom in der Tiefe, durch Strickleitern zu erreichen, und Yakup war an den Seiten hinabgestiegen, wobei er sich vorgekommen war wie auf dem Weg in die Unterwelt.

Freunde hatten ihm geholfen. Er besaß Wurfsterne, einen Bogen und Pfeile im Köcher. Nur ein Schwert hatte er nichtbekommen können, so musste er sich auf die Waffen verlassen, die ihm zur Verfügung standen.

Er hatte sich vor äußeren Feinden ungemein vorgesehen, doch gegen Heimtücke kann sich auch der beste Kämpfer nicht schützen.

So erwischte es auch Yakup.

Die giftigen Gase setzten ihn außer Gefecht. Es ging so schnell, dass der Türke nicht mehr reagieren konnte.

Die Gase löschten sein Bewusstsein aus.

Als er wieder erwachte, wusste er nicht, wie viel Zeit vergangen war. Er war gefangen in einer Höhle, ohne Licht, Wasser und Essen.

Und so verging die Zeit.

Da die Höhle keinen sichtbaren Ausgang hatte, blieb Yakup nichts anderes übrig, als zu warten. Um in den folgenden Tagen nicht zu verdursten, leckte er die Feuchtigkeit von den Felsen ab, aß Moos und

ernährte sich von Käfern und Würmern.

So konnte Yakup überleben, aber er wurde immer schwächer und dachte daran, dass es ihm wohl nie gelingen würde, die Krone der Ninja zu finden.

Der Sage nach sollte sie im Tal der Schatten verborgen sein, in dem er sich jetzt als Gefangener befand.

Wie die Tage und Nächte vergingen, war für Yakup nicht mehr zu sehen. Irgendwann schlief auch sein Gefühl für Zeit ein. Allmählich begann er damit, sich über den Tod Gedanken zu machen.

Yakup hatte eine harte und gute Schule hinter sich. Jetzt erinnerte er sich wieder an die Ratschläge des alten Zii, der sich auch über Leben und Tod Gedanken gemacht und seine eigene Philosophie aufgebaut hatte. Er hatte seinen Schüler immer wieder gelehrt, dass der Tod nichts Endgültiges war, dass das Leben in einer anderen Stufe fortgesetzt wurde.

Der Körper konnte vernichtet werden, er konnte verfaulen und zerfallen, aber der Geist blieb. Er wurde der winzige Teil eines großen Ganzen, ging ein als Mosaikstein in den Kreislauf der Ewigkeit und erlebte eine höhere Stufe des Daseins, wonach die Menschen schon in ihrem Erdenleben trachteten und sich entsprechend vorbereiten sollten.

Das tat auch Yakup.

Er verfiel in eine Art Trance. Da von außen her keine Luft in die Höhle drang, würde bald der Sauerstoff verbraucht sein, sodass er irgendwann ersticken musste. Darauf konnte er sich schon vorbereiten.

Deshalb atmete er so flach wie möglich. Er wollte mit der Luft sparsam umgehen, noch war er nicht tot, und in seinem Innern flackerte die winzige Flamme der Hoffnung.

Jane Collins würde sich Sorgen um ihn machen. Sie allein wusste, welch einen Weg er beschritten hatte, und er hoffte auch, dass sie handeln würde und seinen Freunden Bescheid gab.

Es ging um John Sinclair!

Er und Suko würden ihn nicht im Stich lassen und alles daransetzen, ihn zu finden.

Es stellte sich nur die Frage, wann dies so weit war und ob er bis dahin nicht schon sein Leben beendet hatte.

Und so wartete er weiter.

Wieder verging Zeit.

Yakup fiel in einen Schlummer, aus dem er hin und wieder schreckhaft erwachte.

Dann musste er wieder das Kondenswasser an den Felsen ablecken. Es war einfach zu wenig, um zu überleben, und zu viel, um ruhig sterben zu können.

Bis er kam!

Yakup war wieder durch die Höhle gegangen und hatte die Wände abgetastet, als er den Hauch der tödlichen Gefahr spürte. Sofort griff er zu seinem Bogen, auch nach einem Pfeil, aber er zog ihn nicht mehr aus dem Köcher, denn hinter sich hörte er das grausam klingende, leise Lachen.

Der Türke drehte sich um.

Der andere stand in der Höhle wie eine zweite Wand. Dunkelblaue Schatten umgaben ihn, und seine Gestalt war ebenfalls in eine dunkelblaue Kampfkleidung gehüllt.

Von dem Gesicht sah Yakup nicht viel. Nur das obere Drittel mit den ebenfalls bläulich schimmernden Augen, aber er wusste, dass diese Gestalt einen Namen hatte.

Shimada!

Der Ninja mit dem Höllenschwert. Ein grausamer Dämon, viele Jahrhunderte alt, eine lebende Legende, von der in alten Schriften und Überlieferungen aus längst vergessenen Zeiten berichtet wurde.

Aus dem blauen Gewässer eines geheimnisvollen Teichs, der auch das blaue Auge genannt wurde, war er an die Oberfläche gestiegen, um die Festung zu bewohnen, die dort ihren Standort hatte, wo sich die Schnittpunkte der Zeiten befanden.

Shimada, der Grausame, der Unheimliche, der Günstling der übermächtigen Dämonin Pandora.

Er war gekommen!

Yakup schaute ihn an. Wie ein Denkmal blieb Shimada stehen.

Der Blick seiner bösartig faszinierenden Augen war starr auf den Türken gerichtet, und Shimada sprach Yakup an.

»Du hast es gewagt, in das Tal der Schatten zu kommen, wo die Geister der Vergangenheit ihre Wohnstatt gefunden haben. Du bist übermütig geworden oder dem Wahnsinn verfallen, denn was du vorhast, kann nur mir gelingen. Denn mir allein gehört die Krone. Mir steht die Krone der Ninja zu, und ich werde sie auch bekommen.«

Yakup hatte die Worte vernommen. Er verfluchte seine eigene Schwäche. Es bereitete ihm große Mühe, den Worten zu folgen. Es klappte auch ein wenig besser. Er hatte nicht mehr das Gefühl, als würde ihm der andere entgegenfallen, und Yakup schaffte es, sich wieder auf die eigentliche Sache zu konzentrieren.

»Noch hast du nicht gewonnen!« sagte er mit schwach klingender Stimme, die er selbst kaum erkannte. »Du bist ohne die Krone der Ninja hergekommen, du besitzt sie noch nicht, deshalb ist deine Freude verfrüht, meine ich.«

»Keine Sorge, ich werde sie bekommen, aber zuvor muss ich dich leiden sehen.«

»Es wird dir nicht gelingen!«

»Wirklich nicht?« Shimada sprach mit einer dumpfen und gleichzeitig metallisch klingenden Stimme, als wäre sie direkt aus einem finsteren Grab hervorgeschallt. Er redete weiter. »Wir befinden uns hier in meiner Heimat. In einem Land der Legenden und Mythen. Die Menschen glauben an Geister und Götter, an geheimnisvolle Kräfte, sie beten in ihren Tempeln, dass die Sonnengöttin wiederkehrt. Das werde ich verhindern, wenn ich die Krone erst besitze. Und es kommt noch etwas hinzu. Japan hält auf Traditionen. Ich habe erfahren, dass zwei deiner Freunde eingetroffen sind, um das Tal des Schweigens und damit dich zu suchen. Vielleicht finden sie es. Wenn ja, werden sie eine Überraschung erleben, aber die erste möchte ich ihnen zuvor bereiten. Ich habe nicht umsonst über die Traditionen dieses Landes gesprochen, und es gibt hier eine Tradition der Schuld. Ich habe beschlossen, dass du dich dieser Tradition verpflichtet fühlst. Meiner Ansicht nach stehst du in der Schuld. Wie es die Tradition verlangt, werde ich dir den kleinen Finger der linken Hand abhacken.«

Yakup vernahm die Worte, aber er zeigte keine Reaktion. Zu gut hatte er sich einfach in der Gewalt und sich zudem schon innerlich so stark auf den Tod eingestellt, dass ihn diese furchtbare Ankündigung nicht mehr erschütterte.

»Ich hätte dich jetzt töten können, davon möchte ich noch Abstand nehmen, denn du bist mir sicher, und auf dich warten noch zahlreiche Qualen. Aber den Finger nehme ich dir!«

Mit dieser letzten Ankündigung verließ Shimada lautlos seinen Platz und ging auf den Türken zu. Er schien über dem Boden zu schweben, und nur die Falten seines langen Kampfgewandes bewegten sich bei jedem Schritt.

Yakup war geschwächt, aber nicht so sehr, als dass sein Wille ausgebrannt wäre.

Deshalb griff er unter seine Kleidung, wo der Beutel mit den Wurfsternen hing. Diese gefährlichen, flachen Metall-Sterne, die nur von einem Meister des Fachs zielgenau geworfen werden konnten, beherrschte er perfekt.

Als er ausholte, lachte Shimada.

Er konnte es auch, denn die Schwäche hatte Yakup langsam werden lassen.

Shimada war viel schneller. Die Bewegung, mit der er sein Schwert zog, war kaum zu verfolgen. Plötzlich zuckte die Schneide vor. Sie kam aus dem kalten, dunkelblauen Licht, und sie stand plötzlich dicht vor dem Körper des Türken.

Wenn Shimada seine Hand nur um eine Winzigkeit nach vorn bewegte, würde die Klinge den Türken durchbohren.

»Lass ihn fallen!«

Yakup gehorchte. Er drückte seine Finger zur Seite, und der

Wurfstern fiel zu Boden.

Shimada, die lebende Legende, war zufrieden.

Er hatte sich aus dem Nichts hervor manifestiert und bewies nun, dass er tatsächlich vorhanden war, denn er strich mit der Schwertspitze am Körper des Türken entlang.

Als wäre die Kleidung aus Papier, so leicht ließ sie sich aufschlitzen. Bis zum Bauchnabel zog Shimada das Schwert durch, dann hörte er auf. Der Stoff klaffte nach rechts und links weg, die Haut lag frei vor der Klinge, und dies gefiel der lebenden Legende.

Shimada setzte die Spitze in Herzhöhe an die Brust. »Ich könnte deinen Lebensnerv durchbohren, aber ich habe dir vorhin schon etwas gesagt, und das halte ich ein. Hier bist du unter meiner Kontrolle, deshalb wirst du auf meine Regeln eingehen. Dreh dich um!«

Yakup zögerte nicht. Der andere war stärker, und der Türke hatte sich damit abgefunden, die Schuldbestrafung zu erleiden, die man ihm angedroht hatte.

Als er Shimada den Rücken zudrehte, befahl ihm dieser, den linken Arm anzuheben.

Auch das tat er.

Dann musste Yakup die linke Hand zur Faust ballen und nur den kleinen Finger ausgestreckt lassen.

Er hörte die Stimme des Mächtigen hinter sich. »Die Jahrhunderte sind vergangen, doch die alten Regeln bleiben bestehen. Ich werde dein Schuldbekenntnis deinen Freunden schicken, damit sie sehen, wie es dir weiterhin ergehen wird. Das ist der erste Finger, morgen folgt der zweite, und beim Sonnenaufgang des übernächsten Tages der dritte. So wird es dann weitergehen, bis du keine Finger mehr hast.«

Yakup Yalcinkaya stand auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. Die langen Tage der Gefangenschaft schien er nicht mehr zu spüren, denn er fühlte den Strom der Kraft durch seinen Körper rinnen.

Sie wurde in der Seele geboren, er war stark, er würde stark bleiben, auch wenn das Schreckliche geschah.

Yakup konnte Shimada nicht sehen, der dicht hinter ihn getreten war. Aber er ahnte es, und er wusste auch, dass dieser Dämon kein Zurück mehr kannte.

Dann hörte er das Geräusch.

Ein schnelles, irres Pfeifen, Luft die von einer nach unten rasenden Klinge zerschnitten wurde.

Den Kontakt zwischen Klinge und Finger spürte er nicht. Nur dieses verdammte Geräusch, das erklang, als sein kleiner Finger neben ihm zu Boden fiel.

Wie taub war die linke Hand.

Zwei, drei Sekunden spürte er nichts.

Dann kam der Schmerz!

Beißend, zuckend und würgend. In Yakups Gesicht spiegelten sich die Gefühle wider. Er knirschte mit den Zähnen, er spürte die Trockenheit in der Kehle, aber nicht ein Laut des Schmerzes drang über seine Lippen, so sehr hatte er sich in der Gewalt.

Du musst den körperlichen Schmerz mit dem Willen bekämpfen!

Das hatte ihm einmal der weise Zii gesagt. Daran hielt sich Yakup, der kaum merkte, dass es wieder stockfinster um ihn herum geworden war, denn Shimada hatte ebenso lautlos die Höhle im Berg verlassen, wie er gekommen war.

***

Noch nie hatte ich so etwas gesehen!

Wir befanden uns in einem weiten japanischen Garten. Wunderbar angelegt, mit kleinen Teichen, künstlichen Hügeln, Miniatur-Pagoden, Teehäusern, Brücken und Bächen.

Sorgfältig gestutzte Hecken rahmten die gepflegten Wege. Es war ein Bild des Friedens, der Stille, und trotzdem fühlte ich mich verdammt unwohl, denn wir wurden aus zahlreichen Augen beobachtet.

Es waren die Vögel!

Woher der Japaner die Falken hatte, wussten wir nicht. Sie waren da, hatten ihre Plätze eingenommen und beobachteten uns aus ihren runden Augen, wie wir den Hauptweg entlang zur Residenz des Falken hochschritten.

Mit dem Wagen hatten wir nicht auf das Gelände fahren dürfen.

Er stand draußen und wurde ebenso unter Beobachtung gehalten wie wir. Ob der Falke Grund hatte, sich zu fürchten, war uns unbekannt. Jedenfalls folgten wir seinem hochgewachsenen Leibwächter, der sich als Pit Shrivers vorgestellt und erklärt hatte, Niederländer zu sein. Er stammte aus Amsterdam.

Irgendwie musste es ihn nach Japan verschlagen haben. Er trug die japanische Kampfkleidung der Kendo-Leute, wobei wir sichtbar keine Waffen an ihm entdeckten.

Hin und wieder sahen wir einen weiteren Bediensteten. Die meisten von ihnen trugen Weidenkörbe mit sich herum. Als einer der in blaue Kittel gesteckten jungen Leute an uns vorbeikam, hörten wir quiekende Geräusche aus dem Korb. Zugleich ein Kratzen und Rascheln.

Pit streckte einen Arm aus. Der junge Mann mit dem Korb blieb stehen. Er schaute den Holländer fast demütig an, und als dieser darum bat, öffnete der Helfer den Deckel.

»Schauen Sie hinein!« sagte Shrivers.

Mäuse und Ratten bildeten eine zuckende graue Masse. Manche wirkten sehr gierig, besonders die Ratten. Und eine war besonders vorwitzig. Noch ehe der Deckel wieder auf den Korb gepresst werden

konnte, hatte sie ihn schon miteinem Satz verlassen und war auf den Weg gesprungen. Keiner von uns traf Anstalten, sie wieder einzufangen. Das besorgte ein anderer.

Von seinem Platz her löste sich ein Falke. Pfeilschnell war er, schneller als die Ratte, die einen Bogen geschlagen hatte und über den geschorenen Rasen zu einem kleinen Teich rannte.

Sie hatte nicht die Spur einer Chance.

Plötzlich war der Falke über ihr. Im Flug packte er zu. Die gekrümmten Krallen stießen wie kleine spitze Messer in das Fell der Ratte. Anschließend stieg der Falke mit seiner Beute dem Himmel entgegen.

Pit Shrivers drehte sich um. »Er wird das Biest verzehren und wieder zu seinem Platz fliegen.«

»Sind alle zahm?« fragte ich.

»Ja.« Der Holländer grinste. »Soweit man diese Vögel überhaupt als zahm bezeichnen kann. Sie gehorchen ihrem Herrn. Wer jedoch als ungebetener Gast in unser Gelände eindringt, wird von ihnen angegriffen. Ich kann Ihnen Menschen zeigen, die eine Falken-Attacke nicht überstanden haben. Wollen Sie?«

Ich winkte ab. »Nein, wir glauben Ihnen auch so, Mr. Shrivers.«

»War nur ein Vorschlag.« Er sah uns an, als wollte er prüfen, ob wir auch Opfer für die Killer-Falken werden konnten.

Bis zum Haus oder zur Residenz des Falken war es nicht mehr weit. Es lag auf einem Hügel, in dessen Erde eine sehr breite Steintreppe hineingebaut worden war.

Jede einzelne Stufe zeigte ein Motiv. Wie konnte es auch anders sein, es waren Falken.

»Das sind die verstorbenen Tiere«, wurden wir aufgeklärt. »Sie und ihre Namen bleiben in Erinnerung.«

Ich fragte mich, was dieser Mann, dem hier alles gehörte, wohl für ein Typ war. Vielleicht ein Menschenverächter, zumindest ein Liebhaber von Raubvögeln.

Der Holländer schritt geschmeidig die Stufen hoch. Er gingvor uns, wir konnten jede seiner Bewegungen genau verfolgen, auch als er über die terrassenartige Anlage am Ende der Treppe schritt, bis er vor einem großen Eingangsportal stehen blieb, das aus einer geschnitzten Tür bestand, die durch das vorstehende, pagodenähnliche Dach geschützt wurde.

Die Tür schwang automatisch auf. Nach innen fuhren die breiten Flügel und glitten mit den Unterkanten etwa fingerhoch über den aus mattem Holz bestehenden Boden.

Shrivers zog seine Schuhe aus. Ein Zeichen, dass wir es ihm nachmachen sollten.

Für die Besucher standen andere Fußbekleidungen bereit. Sie waren

aus Stoff genäht worden und sahen aus wie zu große Hauslatschen.

Shrivers schaute uns zu, bis wir die neuen Schuhe angezogen hatten. Dann winkte er uns herein.

Wir sahen uns in einem Raum mit außergewöhnlicher Einrichtung um. Die Ausmaße dieses Zimmers waren für meinen Geschmack schon hallenartig. Darin verloren sich die niedrigen Tische, die Sitzkissen und schmalen Bänke. Überragend jedoch wirkten die übergroßen Steinvögel, die auf hohen Sockeln standen.

Falken, wohin ich schaute.

»Der Knabe muss einen Tick haben«, flüsterte ich Suko zu. »Hoffentlich ist es auch die richtige Spur.«

»Das kann selbst ich nicht garantieren«, erklärte der Kommissar.

»Jedenfalls wird er uns empfangen, das ist auch schon etwas wert.«

»Sicher.«

»Ich darf Sie bitten, sich noch einen Augenblick zu gedulden«, sagte der Holländer und schritt vor. Er glitt förmlich über den aus Ebenholz bestehenden kostbaren Boden.

Wände, wie ich sie kannte, sah ich nicht. Die Abtrennungen zu den Nachbarräumen bestanden aus dünnen Wänden, deren papierartig wirkende Einfassungen von Holzrahmen gehalten wurden.

So dünn die Wände auch waren, hindurchschauen konnten wir nicht. Shrivers war im Hintergrund der Halle verschwunden und hatte dort eine Tür geöffnet.

Wir richteten uns schon auf eine Wartezeit ein, wurden zum Glück enttäuscht, denn Shrivers kam wieder und winkte uns herbei.

»Sie können jetzt«, sagte er.

»Wie lange?« fragte der Kommissar.

»Das wird Ihnen der Falke schon selbst sagen.«

In diesen Schuhen waren unsere Schritte kaum zu hören, als wir die große Halle durchquerten.

Mir fielen zuerst die beiden großen, ballonartigen Lampen auf, die den Abschluss dünner Ständer bildeten. Diese wiederum standen rechts und links der Gestalt, die auf einem Sitzkissen hockte und in Kissenhöhe vor sich auf eine glatte Holzplatte schaute, die nur von einem Gegenstand bedeckt wurde, einem pastellfarbenen Telefon.

Alle Vorstellungen, die ich mir von diesem Mann gemacht hatte, konnte ich vergessen. Tatsächlich sah er ganz anders aus, denn er war ein Zwerg. Ich hätte mich gehütet, über ihn zu lachen, obwohl der kahle Kopf überhaupt nicht zu dem dunkelroten Kimono passte.

Einer seiner Vorfahren musste ein Europäer gewesen sein, denn die Augenfalten bei diesem Menschen waren nicht so ausgeprägt. Er hatte fast ein Kindergesicht, und sein breiter Mund wirkte irgendwie ulkig. Nur durften wir nicht den Fehler machen und uns täuschen lassen. Dieser Mann, auch Falke genannt, konnte sehr gefährlich werden, das

war mir klar. Als geflügelte Aufpasser hatte er sich zwei Falken besorgt, die auf seinen Schultern hockten und ihre Krallen in den dunkelroten Stoff des Kimonos vergraben hatten.

Er sagte kein Wort, als wir in einer Reihe näher kamen. Seine Augen musterten uns.

Auf Shrivers Zeichen hin blieben wir stehen. Drei Schritte von dem niedrigen Tisch entfernt.

Die Falken auf den Schultern des Mannes bewegten nur kurz ihre Köpfe, als wollten sie uns mal eben prüfendanschauen. Dann nahmen sie wieder ihre ursprüngliche Haltung ein.

Ich kannte die japanischen Gebote der Höflichkeit nicht genau, aber hier wurde uns nicht einmal ein Platz angeboten, und so etwas empfand ich als schlechtes Klima.

»Sie kenne ich«, sagte der Falke plötzlich. Uns zu Gefallen sprach er Englisch. Bei den Worten hatte er eine Hand erhoben und zeigte auf Kommissar Muroto.

»Ja, ich bin bei der Polizei.«

»Die ich nicht mag.«

»Das ist Ansichtssache.«

»Aber«, so fuhr der Zwerg fort, und seine Stimme klang schrill, »ich mag auch die Unterwelt nicht.«

Ich konnte nicht mehr an mich halten. Sehr locker und wie nebenbei fragte ich. »Wie steht es mit Shimada?«

Der Zwerg verstummte. Er senkte den Kopf. Die glatte Haut in seinem Gesicht bekam Falten. Nervös bewegte er nur seine Finger.

Gleichzeitig wurden auch die beiden Falken unruhig, die ihr Gefieder aufplusterten.

»Sind Sie gefragt worden?« wollte er wissen. Der Kopf ruckte wieder hoch. Sein Blick bannte mich.

»Nein.«

»Mit mir redet nur jemand, den ich gefragt habe.«

Ich war es nicht gewohnt, so behandelt zu werden, streckte deshalb den Arm aus, um meine folgenden Worte durch eine Geste zu unterstreichen. Dabei kümmerte ich mich nicht um das warnende Zischen des Kommissars. Okay, wir waren Gäste im Haus des Falken, aber dieser Mann behandelte uns fast wie Leibeigene.

So etwas mochte ich nicht. Zudem dachte ich an den Finger, den man dem Kommissar geschickt hatte.

Shrivers dachte anders. Ob er nun einen Befehl erhalten hatte oder von sich aus handelte, war eigentlich egal. Mit einer lässig wirkenden Bewegung zauberte er einen Kendo-Stock unter seiner Kleidung hervor. Es wirkte so, als hätte er ihn buchstäblich aus dem Ärmel geschüttelt.

Mich griff er an.

Ich sah den Stock dicht vor mir wirbeln und hörte die Stimme des Falken: »Eine kleine Lehre wird Ihnen nicht schaden, Mann aus Europa.«

Zwei harte Hiebe trafen mich auf den Schultern. Die Schmerzen machten mich wütend.

Als Suko sah, dass ich zurückwich, wollte er eingreifen, doch ich winkte ab. »Nein, nicht!«

Shrivers war schnell. Der Stock tanzte zwischen seinen Händen.

Er schien an einem Faden zu hängen, so sicher bewegte er sich.

Bis zu den Schlägen, die mich erwischen sollten. Sie wurden so schnell geführt, dass ich nicht mehr ausweichen konnte und es auch nicht wollte, denn zu Shrivers Überraschung ging ich voll in ihn hinein.

Wahrscheinlich hatte er mit dieser Attacke nicht gerechnet, sonst wäre er sicherlich konzentrierter ans Werk gegangen. So aber kam ich mit meiner rechten Faust durch.

Die wirkte wie ein Dampfhammer. Es musste mir gelungen sein, den anderen kalt zu erwischen. Sein Kopf wurde in den Nacken gerissen, er ruderte mit den Armen, empfing den nächsten Treffer, und gleichzeitig riss ich ihm die Beine weg.

Das besorgte ein Treffer mit meinem rechten Fuß. Ich konnte sehen, wie er sich selbstständig machte. Plötzlich lag der Holländer am Boden, drehte sich herum, setzte sich hin und schaute mich verwundert an. Selbst der Falke war aufmerksam geworden und aufgestanden. Dabei hatte er kaum an Größe gewonnen.

Shrivers saß da und wusste nicht, wo die Glocken hingen. Ich ging sicherheitshalber einen Schritt zurück, da ich die Schnelligkeit dieser Kämpfer kannte.

Auch Suko stand in Bereitschaft. Wenn es nötig war, würde er zeigen, was in ihm steckte, und das war verdammt nicht wenig.

Der Kommissar hatte seine Gesichtsfarbe verloren. Er sah uns an, als wären wir lebensmüde. Wahrscheinlich hatten wirdie Gastfreundschaft der Japaner verletzt, doch so wollte ich mich einfach nicht behandeln lassen.

Es war der Falke, der das Heft in die Hand nehmen musste. Er nickte mir zu, hob seine im Vergleich zum Kopf dünnen Arme an und klatschte in die Hände. »Ich weiß nicht, ob ich Sie bedauern oder bewundern soll, Mr. Sinclair. Sie haben etwas getan, was noch nie zuvor jemand gemacht hat. Alle Achtung.«

Ich bewegte meine Schultern. Der Schmerz hatte sich wieder verflüchtigt. »Ich mag es nun mal nicht, wenn man mich schlägt. Dabei ist es mir egal, wo das geschieht. Wir sind in friedlicher Absicht gekommen, um einige Fragen zu stellen. Sie haben die scharfe Note in diese Unterhaltung gebracht.«

Shrivers stand auf. Er strich durch sein blondes Haar und bedachte mich mit einem nachdenklichen Blick. »Beim nächsten Mal, Sinclair, werde ich vorsichtiger sein.«

»Meinetwegen braucht es dazu nicht mehr zu kommen.«

Der Falke lachte. Die beiden Vögel saßen nach wie vor starr auf den Schulterstücken, dann drehte er sich um und ging in einen anderen Teil des hallenartigen Raumes. »Sie haben meinen Respekt verdient«, krächzte er und freute sich dabei. »Nicht alle Gäste sind so. Die meisten vergehen vor Angst. Sie dagegen nicht. Ich biete Ihnen deshalb einen Platz an.«

Kommissar Muroto nickte mir zu und schlich näher. »Das ist allerhand«, sagte er. »Wir können es uns als Ehre auf unsere Fahnen schreiben. Wirklich.«

»Mal sehen.«

Es bestand kein Grund, der Einladung nicht zu folgen, deshalb schritten wir auf die flachen Sitzkissen zu und ließen uns nieder.

Auch Shrivers durfte sich setzen. So hockten wir ihm und dem Falken gegenüber.

»Als Gastgeber möchte ich Ihnen etwas anbieten«, sagte der Zwerg. »Darf es Tee sein?«

»Gern.«

Auch die anderen waren einverstanden. Der Zwerg klatschte in die Hände. Es war das Zeichen für die beiden Mädchen, auf der Bühne zu erscheinen. Sie trugen die traditionelle japanische Kleidung, die mich an die Berufskleidung der Geishas erinnerte. Mit ihnen hatte ich auch bereits meine Erfahrungen gesammelt. Ich dachte an das Abenteuer in einem japanischen Club, wo mitten in London Geishas und ein Ghoul zusammengearbeitet hatten und Shao fast ihr Leben verloren hätte.

Die Gesichter der Mädchen waren weiß geschminkt, sodass die Haut wie dünnes Porzellan wirkte.

Wir sprachen kein Wort. Erst als die Mädchen die Tassen geholt und sie vor uns auf den schmalen Tisch gestellt hatten, übernahm der Falke wieder das Wort. Er schaute uns an, hob seine Tasse und wünschte uns Gesundheit und ein langes Leben.

Das gab Kommissar Muroto zurück. Ich wartete darauf, dass der andere endlich zur Sache kam. Er tat mir den Gefallen. Seinen Kopf bewegte er zur Seite, die Lippen waren verzogen, die Augen leicht geschlitzt und der Blick angespannt. Ruhig saßen die Vögel auf seinem Körper, und er sprach einen Begriff oder Namen nur flüsternd aus, als hätte er Furcht davor, laut über ihn zu reden.

»Shimada…«

Ich war beeindruckt. Noch nie hatte jemand mit einer solchen Betonung den Namen dieses Dämons ausgesprochen. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass der Falke über Shimada Bescheid wusste und

selbst einen gehörigen Respekt vor ihm hatte.
»Darum ging es!« sagte ich.
»Wie können Sie seinen Namen erwähnen?«
»Ganz einfach. Ich kenne ihn.«
»So?« Seine Antwort klang ärgerlich, als hätte ich ihn damit auf den Arm genommen.
»Ja, ich kenne Shimada und habe schon einige Male gegen ihn gekämpft. Bisher bin ich noch am Leben, er hat es alsonicht geschafft, und ich halte ihn deshalb nicht für unbesiegbar, wie Sie sicherlich auch verstehen.«
»Aber niemand kann gegen ihn bestehen. Er sitzt in seiner Festung.«
»Ich unterbreche Sie schon wieder, Falke. Das stimmt, er sitzt in der Festung. Ich war dort, und ich kenne seinen gefährlichen Todesgarten und die heimtückischen Fallen. Das Verschieben der Wände, die plötzliche Leere, der blaue Nebel, das ist mir alles bekannt. Ich bin der Festung oder dem Höllenschloss entkommen, aber heute möchte ich nicht nur ihn, sondern noch zwei andere Dinge erledigen. Wir suchen einen Freund, der hier in Japan verschollen ist. Er hat die Schulung der alten, weisen Lehrer hinter sich und leitet jetzt ein Kampfkloster in den Vereinigten Staaten von Amerika, nahe der großen Stadt San Franzisko. Dieser Mann ist also nach Japan gekommen, um die Krone der Ninja zu finden, denn er selbst gehört dieser außergewöhnlichen Kampftruppe an. Er ist ein Meister des Ninja, aber ich weiß inzwischen, dass sich auch andere für die Krone interessieren. Unter anderem Shimada, der sie ebenfalls haben will, um noch stärker zu werden, damit er die Sonnengöttin Amaterasu tiefer ins Dunkle Reich stoßen kann.«
Ich hatte eine ziemlich lange Rede gehalten und sah zum ersten Mal Erstaunen im Gesicht des Falken. »Du bist ein Fremder«, erklärte er. »Du kommst in unser Land und beschäftigst dich mit uralten Dingen, vor denen selbst ich einen kaum zu beschreibenden Respekt habe.«
»Wir sind gekommen, um bei Ihnen um Hilfe zu bitten.« Ich blieb beim Sie.
Der Zwerg trank Tee. Er schlürfte dabei, bevor er sich drehte und den Kommissar anblickte. »Sie haben diese beiden Männer also auf meine Spur gebracht.«
»So ist es.«
»Soll ich euch helfen?«
»Ja, Falke, so hatte ich mir das vorgestellt. Sie wissen jetzt, worum es geht. Ich bin zwar nicht fremd in diesem Land, aber meine beiden Besucher sind es. Sie wären ohne Unterstützung völlig verloren, deshalb wollte ich Sie bitten, uns die entsprechende Hilfe zu geben. Wissen Sie, was ich meine?«
»Ja, ich habe schon verstanden.«

Der Kommissar versuchte zu schmeicheln. »Sie sind mächtig, Falke, das weiß jeder, der sich auskennt. Sie haben die besten Beziehungen, stammen aus der Ahnenreihe des Kaisers und wissen, was gespielt wird. Man holt sich oft genug Ihren Rat, Sie sind weise, Sie kennen das Leben, deshalb bitten wir Sie, unsere Wünsche nicht so ohne weiteres zu übergehen.«

Der Zwerg wiegte den Kopf. Ob ihm die Schmeichelei gefallen hatte, konnten wir nicht sehen. Beide Hände hob er an und legte die Fingerspitzen gegeneinander. »Ich bin mir dessen durchaus bewusst«, erklärte er. »Ich weiß auch, dass ich Einfluss besitze, aber Shimada ist viel zu weit weg. Er ist nicht wirklich und trotzdem real. Ein Widerspruch in sich. Er ist eine mythische Gestalt, ein gefährlicher Dämon. Es gibt keine Spur von ihm. Der Sage nach lebt er in seiner blauen Festung, die die Zeiten durchwandern kann und sich immer woanders aufhält, weil es für sie keine Grenzen gibt. Das müsst ihr doch verstehen.«

Suko mischte sich ein. »Ja, Falke, wir wissen es. Aber es geht uns nicht in erster Linie um Shimada und seine blaue Festung. Wir wollen unseren Freund finden, der sich auf der Suche nach der Ninja-Krone befindet. Da bitten wir Sie, uns zu helfen!«

»Wie kann ich das?« rief der Zwerg.

»Ich wüsste eine Chance«, sagte ich.

»Dann reden Sie.«

»Wir haben eine Spur aufnehmen können. Die Krone der Ninja soll sich im Tal der Schatten befinden. Das ist der springende Punkt. Wenn wir herausfinden könnten, wo sich dieses Tal befindet, wäre viel gewonnen. Wollen Sie uns dabei helfen?«

Der Zwerg ließ sich Zeit mit der Antwort. Ich war inmeinen Gefühlen hin- und hergerissen. Wusste er Bescheid, wusste er es nicht?

Jedenfalls überlegte er genau, und diese Zeit stufte ich als positiv ein. Irgendwann hatte er seine Überlegungen beendet, nickte und legte wieder seine Hände gegeneinander. »Ja, ich habe von diesem Tal der Schatten gehört. Ich weiß, wo es liegt, aber ich weiß nicht genau, wo es sich befindet. Das Tal der Schatten befindet sich nicht einmal sehr weit von hier. Es liegt im Mikumi-Gebirge.«

Davon hatte ich noch nie gehört, auch Suko nicht, wie ich seinem fragenden Blick entnehmen konnte.

Der Kommissar klärte uns auf. »Wir hätten nur noch einige Meilen zu fahren brauchen, dann wären wir schon inmitten der Berge gewesen. Das Gebirge bildet praktisch einen von Nord nach Süd laufenden Halbkreis.«

Ich schöpfte wieder Hoffnung. »Das ist doch wunderbar. Etwas Besseres konnte uns nicht passieren. Wir brauchen nicht mehr weit zu fahren, vielleicht ein, zwei Stunden.«

»Kennen Sie die Berge?« fragte der Falke den Kommissar. Er hatte mich damit unterbrochen.

»Ein wenig.«

»Dann sagen Sie ihm etwas über diese Landschaft.«

»Das will ich gern tun.«

So wie der Kommissar die Worte ausgesprochen hatte, konnte ich mich auf einen negativen oder nicht gerade günstigen Aspekt gefasst machen und hatte mich nicht getäuscht.

»Das Mikumi-Gebirge gehört zu einem unwegsamen Landstrich. Es gibt dort sehr tiefe, oft grundlos erscheinende Täler zwischen zerklüfteten Vulkanfelsen. Hin und wieder brodelt einer dieser Vulkane und streut heiße Asche aus. Alte Japaner und Kenner des Landes sagen: Wer in die Hölle will, muss erst das Mikumi-Gebirge durchqueren. Wenn Ihr Freund dort verschollen ist, können wir Jahre suchen, ohne ihn zu finden.«

»So ist es!« bestätigte der Zwerg.

Ich wollte nicht so einfach aufgeben. »Die Ninja-Krone muss dort sein. Wenn Yakup sie gefunden hat…«

»Wissen Sie das genau?« fragte der Falke.

»Nein, ich nehme es an.«

»Dann weißt du nicht mehr als ich, es tut mir Leid. Auch ich kenne die Berge, ich habe vom Tal der Schatten gehört.«

»Eine Karte muss her!« rief ich.

Der Kommissar legte mir eine Hand auf den Unterarm. »Wir können mit einer Karte kaum etwas anfangen. Dort sind nur die offiziellen Namen angegeben. Nicht der, den wir suchen. Verstehen Sie?«

»Das ist mir schon klar. Deshalb wird uns nichts anderes übrig bleiben, als Yakup seinem Schicksal zu überlassen«, sagte ich.

»Das willst du doch nicht im Ernst«, widersprach Suko mir.

»Natürlich, aber was soll ich machen? Gibt es eine Chance?« Ich schaute den Falken dabei an.

Der Mann überlegte. Er behielt seinen runden Kopf in der gleichen Haltung, aber er bewegte seine Augen. Einmal schielte er nach rechts, dann nach links.

Ich bekam eine gewisse Ahnung von dem, was er vorhatte, hielt mich aber mit einem Kommentar zurück.

Der Falke begann wieder zu sprechen. »Ich verstehe euch«, sagte er. »Ich verstehe euch sogar sehr gut. Auch mir ist daran gelegen, alte Mythen zu enträtseln, und ich denke über eine Möglichkeit nach, euch zu helfen. Vielleicht weiß ich einen Weg.«

»Ich bitte Sie, sagen Sie ihn uns.«

»Meine Falken«, erwiderte er. »Ich werde sie ausschicken, um das Tal der Schatten zu suchen und vielleicht auch die Krone der Ninja. Erst wenn sie zurück sind, können wir etwas tun. Verstehen Sie das?«

Ja, das verstanden wir.
»Und wann sollen sie fliegen?«
»Jetzt!«
Man konnte über den seltsamen Mann sagen, was man wollte.
Wenn er sich einmal entschlossen hatte, führte er die Sache auch durch. So wie in diesem Fall.
Er stand auf, und auch wir sahen uns veranlasst, uns zu erheben.
Dann ging er vor uns her.
Shrivers hielt sich an seiner Seite, wir folgten in einem gemessenen Abstand.
»Was meinen Sie, Kommissar?« fragte ich. »Wie stehen unsere Chancen, etwas zu erreichen?«
»Ich gebe keine Prognose ab.«
»Kann man dem Falken vertrauen?«
»Dazu kenne ich ihn zu wenig. Aber er ist ein Mann, der sein Wort hält. Rechnen Sie damit, dass auch er ein persönliches Interesse an der Krone der Ninja hat.«
»Meinen Sie wirklich?«
»Bestimmt. Ich kann ihn nicht einschätzen. Er ist ein Fossil aus vergangener Zeit, aber ein Mensch, der ungemein viel Einfluss besitzt durch seine Verbindungen zum Kaiserhaus. Zudem gehört er zu den konservativen Kräften im Land, ist als Ratgeber geschätzt, den selbst die großen Konzernbosse aufsuchen. Sie sehen also, dass die Verbindungen des Mannes doch sehr weit reichen. Bis in die Spitzen der Industrie hinein. Wer sich ihn zum Feind macht, kann nur lebensmüde sein. Ich habe vielleicht einen Schreck bekommen, als Sie gegen den Blonden angingen, Sinclair. So etwas kann sich nicht jeder erlauben.«
»Ich lasse mich nun mal nicht gern einpacken.«
»Ja, das kann ich verstehen.«
Wir hatten inzwischen den Ausgang erreicht. Die Tür schwang uns entgegen. Shrivers stand da wie eine Statue, sah uns an und ließ uns passieren.
Der Falke war auf der Terrasse dicht vor der obersten Stufe stehen geblieben. Er schaute hinein in den so ungewöhnlichen und prächtig gepflegten Garten.
Nicht alle Vögel saßen mehr auf ihren Stammästen oder Zweigen.
Es schien, als hätte sie das Erscheinen ihres Meisters regelrecht aufgeschreckt, denn sie glitten durch die Luft wie dunkle Federn. Lautlos, nichts war von ihnen zu hören, kein Flügelschlag, die Winde trugen sie.
»Sollen wir diese Vögel suchen?« fragte ich.
Ohne sich umzudrehen, gab er mir die Antwort. »Nein, das auf keinen Fall. Ich nehme meine beiden Freunde hier. Auf sie kann ich

mich am besten verlassen.«

Er bewies es uns, indem er seine Arme ausstreckte und die beiden Falken die Geste oder den Befehl genau verstanden hatten, denn sie verließen die Plätze auf den Schultern und hüpften die ausgestreckten Arme des Mannes hinab, bis sie die Handrücken erreicht hatten und dort blieben. Ihre gekrümmten Füße krallten sich um die Finger. Das musste wehtun, doch der Zwerg verzog keine Miene. Er war es gewohnt, er liebte seine Tiere, die im Vergleich zu ihm so ungewöhnlich groß wirkten.

Ob er geflüstert hatte oder nicht, konnte ich nicht verstehen. Jedenfalls hatten die Falken einen dementsprechenden Befehl erhalten, breiteten die Schwingen aus und erhoben sich.

Wir sahen ihnen nach.

Sie stiegen pfeilschnell in den Himmel und wurden vom Dunst verschluckt.

Der Zwerg drehte sich um. »Jetzt«, so sagte er uns, »können wir nur warten und hoffen.«

Da hatte er leider Recht.

Wir gingen zurück ins Haus. Ich dachte an Yakup, an den abgehackten Finger und fragte mich, ob unser türkischer Freund überhaupt noch eine Chance hatte.

***

Nur zweimal hatte Yakup gestöhnt, als er wieder allein gelassen worden war. Dann hatte er den Schmerz überwunden und empfand ihn auf eine gewisse Art und Weise sogar als heilend, was seine seelische Verfassung anbetraf.

Diese schlimme Tatsache der Schuldbegleichung hatte ihn regelrecht aufgerüttelt. Er war wach geworden, und er wusste sofort, dass er sich nicht allein in dieser Finsternis befand. Wahrscheinlich stand er unter Beobachtung.

Was Shimada gelungen war, würde er wohl kaum schaffen.

Yakup konnte keine Felsen durchdringen. Shimada aber, der in seiner blauen Festung lebte, war durch diese Tatsache in der Lage, gewisse Naturgesetze auf den Kopf zu stellen.

Und so wartete Yakup.

Der andere hatte ja Recht gehabt. Es war für Yakup eine ausweglose Lage. Shimada brauchte ihn nicht einmal zu töten. Er konnte warten, bis Hunger und Durst Yakup ausschalteten.

Dann würde die ewige Dunkelheit kommen. Der langsame Tod, das grauenvolle Ersticken.

Yakup schüttelte den Kopf. Er wollte daran nicht denken. Auf den Boden hatte er sich gesetzt, und er spürte, dass der Kraftstrom, der ihn nach dem Abhacken des Fingers wieder aus seiner Lethargie gerissen

hatte, allmählich abnahm. Der Türke musste seiner Umgebung und seinem Schicksal einfach Tribut zollen.

Wieder einmal untersuchte er seine linke Hand. Um den blutenden Stumpf hatte Yakup sein Taschentuch gewickelt. Die Schmerzen waren fürchterlich.

Ein normaler Mensch wäre längst verzweifelt. Zwar haderte Yakup ebenfalls mit seinem Schicksal, aber er gab trotzdem nicht auf und hatte auch die Hoffnung nicht verloren.

Shimada war erschienen und hatte über die beiden Freunde berichtet, die Yakup suchen sollten.

John und Suko waren auf dem Weg. An die beiden klammerte sich der junge Türke. Er war sicher, dass sie alles, aber auch alles tun würden, um ihn zu finden.

Doch wie standen ihre Chancen?

Yakup hatte sich selbst unter unsäglichen Mühen zum Ziel durchschlagen müssen. Er hatte das Tal der Schatten erreicht, aber die Krone nicht gefunden. Andere Kräfte waren stärker gewesen.

Shimada hielt ihn unter Kontrolle.

Aber es gab noch einen Gegner. Yakup fiel der Name wieder ein.

Asmodis, der Teufel!

Bei den Japanern hieß er Emma-Hoo. Die Hölle nannten sie jigoku.

Satan war international und hatte viele Namen.

»Du denkst an mich?«

Es war eine Stimme, nicht mehr als ein Raunen oder geheimnisvolles Flüstern, aber Yakup hatte sich nicht getäuscht. Sie war vorhanden gewesen und hatte eine Frage gestellt.

Der Türke blieb starr sitzen. Er bohrte seine Blicke in die Finsternis, ohne allerdings etwas erkennen zu können.

Da die Stimme sich nicht wiederholte, rechnete er schon mit einer Täuschung, bis er die nächsten Worte vernahm.

»Keine Sorge, du hast dich nicht getäuscht. Ich bin es tatsächlich.«

Wieder war Yakup wachgerüttelt worden. »Wer bist du?« Er hatte die Frage laut gestellt.

»Asmodis!«

Der Ninja enthielt sich einer Antwort. Nur dachte er daran, dass es kein Bluff gewesen war. Auch der Teufel wollte die Krone der Ninja in seinen Besitz bringen, und er war gekommen, um dies in die Tat umzusetzen. Aber er hielt sich zurück. Er war anders als Shimada, der seine Existenz auch so grausam hatte beweisen müssen.

»Was willst du von mir?« flüsterte Yakup.

»Mit dir sprechen.«

Der Türke lachte. »Sonst nichts?«

»Das kommt dann auf dich an.«

»Woher weiß ich, dass du tatsächlich der Teufel bist? Kannst du mir

einen Beweis für deine Existenz geben? Los, zeige dich, komm zu mir, damit ich dich sehen kann. Es kann ja jeder behaupten, der Teufel zu sein, deshalb will ich dich sehen.«

»Dann bist du bereit, mit mir zusammenzuarbeiten?«

»Bleibt mir eine andere Möglichkeit?«

»Ja.« Plötzlich hörte Yakup ein hässliches Kichern. »Dir bleibt eine Möglichkeit. Der Tod.«

»Darauf kann ich verzichten.«

»Gut, Partner. Du weißt selbst, dass es für den Satan keine Hindernisse gibt. Ich komme fast überall hin. Schau auf die Wand gegenüber.«

Da Yakup sich entschlossen hatte, auf das Spiel einzugehen, blieb ihm nichts anderes übrig. Sein Blick richtete sich wieder in die Finsternis, die nicht mehr so blieb, denn an der gegenüberliegenden Wand tat sich tatsächlich etwas.

Dort erschien der Teufel!

Feurig und trotzdem düster. Sein dreieckiges Gesicht war flammenumkränzt. Die Haut selbst wirkte dunkel, fettig und auch pelzig. Zwei schwarze Pupillen, in deren Schächten ebenfalls eine kleine Flamme des Höllenfeuers glühte, waren auch zu sehen. Die Nase erinnerte an einen dunklen Knochen, das Maul war ein Rechteck mit harten, stiftartigen Zähnen, die aufeinander lagen, als der Satan grinste. Ein spitzes Kinn und die breite Stirn waren eine Folge der dreieckigen Gesichtsform, und selbst hinter der Haut schienen die Flammen zu tanzen.

Es war der Teufel, wie er leibte und lebte.

Yakup hatte bisher keinen näheren Kontakt mit diesem Wesen gehabt. Nun aber änderte sich dies, und er glaubte dem Satan auch, denn John Sinclair hatte oft genug von ihm gesprochen, schließlich waren die beiden absolute Todfeinde.

»Was willst du von mir?« fragte Yakup. »Verhöhnen, verspotten, weil ich wehrlos und ein Gefangener bin?«

»Das könnte ich«, erwiderte der Satan lachend. Jedes seiner Worte hörte sich an wie ein Feuerstoß. »Aber ich fordere etwas anderes von dir.«

»Und was?«

»Zusammenarbeit!«

Yakup schrieb es seinem Zustand zu. Er glaubte, sich verhört zu haben. Das konnte doch nicht wahr sein. Der Teufel bot ihm eine Zusammenarbeit an? So etwas war einfach nicht drin. Das gab es nicht.

»Du schweigst?«

»Ja, weil ich dir nicht traue. Du weißt selbst, dass wir aufverschiedenen Seiten stehen und es zwischen uns keine

Zusammenarbeit oder Gemeinsamkeiten geben kann.«

»Ich hatte dich für schlauer gehalten!« bekam Yakup erwidert. »Es gibt sehr wohl eine Zusammenarbeit zwischen uns, denn manchmal sind die Grenzen fließend.«

»Das musst du erklären.«

»Hattest du nicht Besuch?«

»Shimada war hier.«

Jetzt lachte der Teufel. »Ja, und auch er wollte die Krone der Ninja – oder nicht?«

»Unter anderem. Er will auch meinen Tod und zusehen, wie ich langsam sterbe.«

»Das wird auch geschehen, falls du dich entschließt, mich abzuweisen. Es bleibt dir nichts anderes übrig, als dich auf meine Seite zu stellen. Nur ich bin in der Lage, dich aus dieser Höhle tief im Berg herauszuholen.«

»Das ist ein Bluff!«

»Es ist keiner.«

Yakup lachte den Teufel an. »Noch nie hat ein Mensch der Hölle trauen können. Tat er es, wurde er im Endeffekt immer von ihr hintergangen. So wird es auch mir ergehen.«

»Dann stirb meinetwegen.«

Der letzte Satz hatte den Türken aufmerksam werden lassen.

Wenn der Teufel so redete, schien es ihm verdammt ernst zu sein.

Außerdem wusste Yakup, dass Asmodis ebenfalls hinter der Krone der Ninja her war, sie aber wohl allein nicht bekommen konnte, sonst hätte er sich einem Menschen nicht offenbart und den Wunsch nach Mithilfe auf eine derartige Art und Weise umschrieben.

Yakup zeigte sich kooperativ. »Es ist gut«, sagte er. »Wir werden einen Pakt schließen, wenn du es tatsächlich ernst meinst und mich nicht hintergehen willst.«

Die Antwort »Nein!« war so überzeugend gesprochen worden, dass es sich für Yakup schon wieder ins Gegenteil umkehrte und er das Gefühl hatte, auf den Arm genommen worden zu sein.

Dennoch ließ er sich nichts anmerken, sondern sprach normal weiter. »Wenn du wirklich so mächtig bist, hol mich hier heraus. Ich muss wieder zu Kräften kommen.«

Dem Teufel gefiel die letzte Forderung, obwohl er sie nicht erfüllte. »Du erzählst zu viel, mein Lieber. Ich werde dich rausholen, aber später. Zuvor muss ich dir sagen, um was es geht.«

»Du willst die Krone!«

»Ja.«

»Kannst du sie dir nicht holen?«

»Ich könnte es vielleicht, aber es gibt da ein Hindernis.«

»Welches?«

»Es ist der heilige Schrein, in dem die Krone liegt. Ich will ehrlich sein. Nachdem man die Krone der Ninja erschaffen hatte, bewahrte man sie in dem heiligen Schrein auf, den man einmal dem Tenno, dem Kaiser, zugestanden hatte. Er wurde von seinem Volk als Gott verehrt. Er weihte diesen Schrein gegen die Mächte der Finsternis, bevor er ihn abgab. Diese Weihe war sehr stark. Selbst ich würde Mühe haben, sie zu durchbrechen. Aber du kannst es schaffen, du stehst auf der anderen Seite. Als Lohn dafür, dass ich dich hier herauslasse, wirst du mir die Krone besorgen. Hast du alles verstanden?«

»Ja, ich weiß Bescheid«, erwiderte Yakup nach einer Weile. »Du brauchst einen Lakai.«

»Nein, du bist mein Partner.«

Yakup ließ dieses unwidersprochen. Er wollte nur noch wissen, weshalb Asmodis so scharf hinter der Krone der Ninja her war.

»Ich brauche sie eben.«

»Gegen Shimada?«

»Einer von uns ist zu viel. Ich will nicht, dass er und andere sich gegen meine Interessen verbünden. Deshalb muss ich alles versuchen, meine Gegner so klein wie möglich zu halten, denn ich habe noch einen mächtigen Feind unter den Schwarzblütern, den Spuk. Von Luzifer persönlich habe ichden Auftrag, mich um meine eigenen Belange zu kümmern, und das werde ich tun.«

»Ja«, sagte Yakup und nickte dazu. »Ich habe mich entschlossen, die Krone der Ninja zu holen. Schließlich will auch ich sie in meinen Besitz bringen.«

»Das kannst du. Aber irgendwann werde ich sie dir wieder abnehmen.«

»Ich bin einverstanden.« Yakup stand auf. Er stellte fest, dass es ihm Mühe bereitete. Die Schwäche hatte zugenommen, zwangsläufig wurde ihm schwindlig, aber er wollte seine Schwäche vor den Augen des Teufels nicht zeigen.

»Gibt es noch etwas?« fragte er, als er sich mit dem Rücken gegen das Felsgestein lehnte.

»Ja, noch eine Kleinigkeit.«

Sofort war Yakup misstrauisch. Er kannte diese Kleinigkeiten, die sich anschließend als fast unüberwindbare Hindernisse herausstellten. »Welche wäre das?«

Asmodis lachte unecht. »Wie die Menschen nun mal so sind. Sie trauen sich selbst nicht und haben oft genug auch kein Vertrauen in ihre eigenen Kräfte. Es passierte Folgendes: Die Krone der Ninja wurde im heiligen Schrein versenkt und sollte für alle Zeiten dort liegen bleiben. Damit dies auch geschah, setzte man Wächter dorthin. Es waren gefährliche Samurai, Untote. Wesen, die längst gestorben waren, aber durch eine starke Magie am Leben erhalten wurden. Sie

bewachen den Schrein, und sie besitzen auch einen Namen. Man nennt sie die grausamen Drei.«

»Sind sie tatsächlich so grausam?«

»Für mich nicht, für Menschen ja.«

»Das heißt, sie kämpfen?«

»Man hat ihnen das Augenlicht genommen. Die Augen wurden ihnen herausgestochen, aber sie bekamen einen scharfen und guten Geruchssinn. Wer sich in ihre Nähe wagt, ist verloren, denn sie ernähren sich von Menschenfleisch. Sie sehen nicht, sie riechen nur, und sie sind bewaffnet, das wollte ich dir sagen.«

Yakup war überhaupt nicht einverstanden mit dem, was er eben gehört hatte. »Wenn du sie doch schaffen kannst, vernichte sie. So komme ich ohne Schwierigkeiten an den Schrein.«

»Nein, jeder Erfolg hat seinen Preis. Es steht geschrieben, dass nur derjenige die Krone der Ninja an sich nehmen kann, der es schafft, die grausamen Drei zu überwinden. An diese Regel müssen wir uns halten.«

»Ich werde es!«

»Hast du noch eine Frage, Mensch?«

»Ja«, erwiderte Yakup Yalcinkaya. »Die wichtigste von allen. Wo finde ich den Schrein?«

»Nicht weit von hier. Ich werde dich hinführen. Er liegt in einer tiefen Schlucht, ist umgeben von himmelhohen, dunklen Wänden. Man sieht nur einen kleinen Ausschnitt des Himmels, und in der Schlucht ist es fast finster. Du findest dort Höhlen und Verstecke. Spalten und Risse durchziehen das Gestein. Sie sind so breit, dass sich Menschen darin verbergen können, aber auch die grausamen Drei, die auf dich lauern und dich riechen werden.«

»Ich fürchte mich nicht vor ihnen.«

Der Teufel grinste breit. »Das freut mich sehr, deshalb habe ich dir auch die Chance gegeben. Ich hoffe, dass du mir für lange Zeit dankbar bist, Yakup.«

»Wir sind keine Freunde und werden immer Feinde bleiben. Solltest du tatsächlich die Krone bekommen, werde ich dafür sorgen, dass man sie dir wieder abnimmt.«

»Ja, das versuche nur!« Asmodis freute sich. Sein hässliches Gesicht zuckte unter den intervallartigen Lachstößen. »Du kannst alles versuchen. Ob du aber einen Erfolg erringen wirst, bleibt abzuwarten, nicht wahr?« Wieder lachte er laut, und in Yakup stieg Zorn hoch.

Doch Yakup war Realist genug, um sich nicht von seinen Gefühlen leiten zu lassen. Er blieb ruhig und spürte, dass der Teufel etwas von ihm wollte, obwohl er nichts sagte.

Yakup schritt auf Asmodis Gesicht zu. Mit jedem Schritt, den er näher kam, spürte er die Aura des Bösen stärker. Das war wie ein

Sturm, der gegen ihn fuhr, in seinen Geist hineindrang und diesen überwinden wollte.

Der Türke spürte die Beklemmung, die Angst, die sich in seinem Magen ausbreitete. Er war ein Mensch, der auf der anderen Seite stand. Jetzt ging er auf den Teufel zu und hatte das Gefühl, von der Hölle aufgesogen oder verschluckt zu werden.

Seine Knie zitterten, und das lag nicht allein an der Schwäche, die ihn überfallen hatte.

Die Hände hatte er zu Fäusten geballt. Sein Gesicht war starr, der Blick brannte sich auf der dreieckigen Fratze des Teufels fest, und er sah die Grausamkeit in dessen Augen. Diese Gestalt war schlimm.

Man konnte sich nicht auf sie verlassen. Sie würde gnadenlos sein und eiskalt durchgreifen, wenn seine Pläne nicht erfüllt wurden.

Das Feuer erreichte ihn. Die zuckenden Flammen, die das Gesicht des Teufels einrahmten, gerieten in Bewegung, als wollten sie sich vor dem Ankömmling verbeugen. Yakup hätte längst die Hitze spüren müssen, aber dieses Feuer war eiskalt.

Und trotzdem brannte es.

Der Türke hatte das Gefühl, als wären Kräfte dabei, seinen Körper zu zerreißen. Er taumelte noch einige Schritte nach vorn, riss seine Augen auf, als wollte er die Flammen durch seinen starren Blick hypnotisieren, und musste einsehen, dass er gegen die Kraft des Feuers aus der Hölle nichts ausrichten konnte.

Auf einmal schwebte er. Er wurde nach vorn gedrückt, als trüge eine gewaltige Hand daran die Schuld, und die Flammen wuchsen, ebenso wie das Gesicht, zu einer immensen Größe an.

»Jetzt bist du bei mir!« hörte er den Teufel triumphierend rufen, dann war alles anders.

***

Das Nichts hielt den Türken Yakup gefangen und gab ihn auch wieder frei.

Der einsame Ninja wusste nicht, was mit ihm geschehen war.

Noch immer hallte die Stimme des Teufels in seinem Hirn nach. Er hatte die letzten Worte genau verstanden. Wie lange war das aber her?

Eine Minute, eine Stunde oder gar einen Tag?

Da konnte Yakup nichts sagen, denn das Zeitgefühl war ihm verloren gegangen.

Auf jeden Fall befand er sich nicht mehr innerhalb der Höhle, das war auch etwas wert.

Er atmete – und hätte jubeln können!

Es drang zwar keine Frischluft in seine Lungen, aber die war herrlich im Vergleich zu der, die sich innerhalb seines letzten Gefängnisses ausgebreitet hatte.

Yakup fand in der Nähe einen Stein, auf den er sich niederließ. Er vergaß sogar die Schmerzen an seiner linken Hand, jetzt konnte er sich erholen und sich gleichzeitig auf den großen Kampf gegen die grausamen Drei vorbereiten.

Noch etwas hörte er.

Ein typisches Rauschen, vermischt mit einem Plätschern. Für ihn der Beweis, dass es sich um Wasser handeln musste. Es floss nicht weit von ihm entfernt.

Yakup stand auf und drehte sich um. Er ging einige Schritte, spürte dabei, dass er noch immer nicht fit war, aber er hatte Glück, denn das Plätschern nahm an Lautstärke zu. Am nächsten Hindernis sah er das Wasser. Es floss aus dem Felsen, war nicht mehr als ein Rinnsal, aber für Yakup das Lebenselixier. Er trank.

Und er trank sich satt.

Im Nachhinein wunderte er sich darüber, dass er die lange Zeit der Gefangenschaft überstanden hatte, ohne größeren Schaden zu nehmen.

Er war froh, dass ihm der weise Zii so viel mit auf den Weg gegeben hatte. Selbst den Tod fürchtete er deshalb nicht mehr.

Als er seinen ersten Durst gelöscht hatte, ging es ihm besser, sodass er sich seiner eigentlichen Aufgabe zuwenden konnte.

Er musste den Schrein finden und zuvor die grausamen Drei ausschalten.

Beide befanden sich im Tal der Schatten.

Der Türke legte seinen Kopf in den Nacken. Asmodis hatte ihm berichtet, dass der Himmel nur schwach zu sehen sei. Außerdem sei er für ihn unerreichbar.

Durch die gewaltige Höhe der Felswände wirkte der Spalt zwischen ihnen noch schmaler, als er in Wirklichkeit war.

Wer viel Phantasie besaß, konnte die Schlucht mit einem engen Grab vergleichen.

Und hier sollte der Schrein stehen.

Bevor Yakup losging, überprüfte er zunächst seine Waffen. Die Pfeile waren ebenso vorhanden wie der Bogen. Auch die Wurfsterne besaß er noch, und er war sicher, dass er diese Waffen gegen die grausamen Drei einsetzen würde.

Leider war der Boden der Schlucht nicht eben. Geröll und Felsblöcke bedeckten ihn. Natürliche Hindernisse, die ein wütender Riese in einem Anfall von Zorn von den Felswänden abgebrochen zu haben schien.

Auch fiel dem Türken die Stille auf. Das Rauschen des kleinen Wasserstrahls verstummte, als er weiterging. Jetzt gab es nur noch die Stille um ihn herum.

Auf ängstliche Menschen hätte sie erdrückend wirken können, Yakup

dachte da anders. Er empfand sie als positiv, so konnte er hören, aber er wurde auch gehört.

An seinen abgeschnittenen Finger dachte er nicht mehr. Yakups Sinnen und Trachten war allein auf den bevorstehenden Kampf und die sich anschließende Aufgabe ausgerichtet.

Noch hatte er von den grausamen Drei nichts gesehen. Wenn sie in der Nähe waren, hielten sie sich sehr gut versteckt. Gelegenheit dazu gab es. Das Gestein war sehr rau, es bildete keine zusammenhängende Masse, wurde oft genug durch Spalten und Einschübe unterbrochen. Kleinere Höhlenentdeckte der Türke ebenso wie Minispalten, in die er nicht mal seine Hand hineinschieben konnte.

Yakup hatte im Laufe der Monate einen Sinn für schwarzmagische Gefahren entwickelt, und der ließ ihn auch in dieser Lage nicht los. Er spürte bereits, dass er sich innerhalb der Schlucht nicht allein befand. Da war noch jemand vorhanden.

Er ging weiter.

In die Tiefe drang er hinein, wurde selbst zu einem Teil der Düsternis, hörte nur seine Schritte und manchmal das Knirschen kleiner Steine, die sein Gewicht nicht aushielten.

Zum Glück hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt.

Sie kam ihm nicht mehr so schlimm vor wie zu Beginn, und er glaubte auch, dass sich die enge Schlucht nach vorn hin verbreiterte.

Yakup blieb stehen.

Woher der Windstoß kam, konnte er nicht genau feststellen. Er war auf jeden Fall da und umkreiste ihn.

Und er brachte etwas mit.

Einen Hauch von Moder.

Es war ein widerlicher Geruch, der von den Felsen ausging. Yakup erinnerte sich daran, was ihm Asmodis alles gesagt hatte. Die grausamen Drei waren keine Menschen, sondern Samurai-Zombies.

Sie mussten vor langer Zeit verstorben sein, waren längst angefault, verwest und sonderten deshalb diesen widerlichen Geruch ab.

Der Türke bewegte sich nach links. Er umging so leise wie möglich mehrere Felsen, bis er die Wand erreicht hatte und in deren Schatten stehen blieb.

Er hatte die Drei gerochen, sie mussten ihn ebenfalls wahrgenommen haben.

Samurais lernten es, sich nahezu lautlos zu bewegen. Yakup ging davon aus, dass sie es auch als Zombies nicht verlernt hatten und auch noch ihre furchtbaren Waffen besaßen.

Yakup wollte, wenn es darauf ankam, ebenfalls rasch reagieren.

Deshalb ließ er den Bogen von seiner Schulter rutschen und nahm ihn in die Linke.

Mit der Rechten griff er hinter seine Schulter. Er zog den Pfeil aus

dem Köcher und legte ihn mit einer gelassenen Bewegung auf, während er danach die Sehne spannte.

Dann ging er in die Hocke, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten. So wartete er auch ab.

Yakup gehörte zu den Menschen, die es gelernt hatten, geduldig zu sein. Er trug die dunkle Kleidung der Ninja-Kämpfer und hatte den Mund- und Gesichtsschutz so weit in die Höhe geschoben, dass nur noch seine Augen und die Stirn sichtbar waren. Er hatte sich in den gefährlichen, kompromisslosen Kämpfer verwandelt.

Noch geschah nichts.

Eine ungewöhnliche Stille herrschte zwischen den Felswänden.

Unnatürlich, als würde sie darauf lauern, jeden Augenblick von einem bestimmten Ereignis unterbrochen zu werden.

Abermals wehte ein Geruch von Moder herbei. Er kam wie ein dünner Schleier. Yakup hatte das Gefühl, als würde er unter jede Falte seiner Kleidung dringen.

Ein Frösteln überlief ihn.

Die Drei konnten ihn nicht sehen, dafür riechen. So erwartete Yakup fast jeden Augenblick ihren Angriff. Der konnte von überall her erfolgen. Aus dem Schatten vor und neben ihm, aber auch aus der Luft, da die Wände rau genug waren, um an ihnen hochklettern zu können, wenn man es geschickt anging. Und so etwas traute Yakup den grausamen Drei zu.

Er war auch weiterhin schussbereit. Einmal bewegte er vorsichtig den Kopf, um den dünnen und schmalen Ausschnitt des Himmels sehen zu können, der so etwas wie Hoffnung verhieß.

Ein Mensch mit weniger guten Augen als Yakup hätte die beiden Punkte sicherlich nicht bemerkt. Die Vögel kreisten genau über der grauen Stelle, zogen dort ihre Bahnen, blieben nie still, und einer von ihnen tauchte in die Schlucht ein. Weshalb?

Hing es möglicherweise mit der Existenz der grausamen Drei zusammen? Waren die Vögel Beobachter oder nur normale Lebewesen, wie es sie überall in den Bergen gab?

Yakup, der sonst nicht so misstrauisch war, achtete in diesem Fall auf jedes Zeichen, und er war gespannt, wie es sich entwickelte. Den ersten Vogel, der in die Tiefe getaucht war, sah er nicht mehr, dafür beobachtete er den zweiten.

Er flog nicht weg.

Unbeirrt kreiste er über der Lücke, flog mal ein größeres, dann wieder ein kleines Oval. Es schien Yakup, als würde er auf seinen Artgenossen warten, der im Dünkel zwischen den beiden Felswänden verschwunden war.

Aus dieser Entfernung konnte der türkische Kämpfer leider nicht erkennen, um welch eine Gattung es sich bei den beiden Tieren

handelte. Jedenfalls waren es keine kleinen Vögel, sie mussten schon zur Familie der Raubvögel gehören.

Möglicherweise waren es Sperber oder Falken.

Yakup fand es interessant, den einen Vogel zu beobachten. Ruhig glitt er durch die Luft, bis zu dem Augenblick, als er plötzlich steil in die Höhe zog, immer kleiner wurde, aber dennoch nicht in den Wolken verschwand, weil er plötzlich umkehrte, sich aber anders verhielt, als hätte er Angst oder würde auf etwas lauern.

Was das bedeuten konnte, wusste Yakup auch nicht, aber er hörte plötzlich den Schrei des zweiten Vogels.

Auf einmal erschien er.

Das Tier tauchte wie ein Geschoss aus dem Düster der Schlucht auf und raste in die Höhe. Das musste einfach eine Flucht sein, und es war auch eine. Nur konnte der Falke sie nicht beenden.

Hinter ihm erschien noch etwas. Ein blitzender Gegenstand, als hätte er sich aus dem Nichts materialisiert.

Und dieser Gegenstand war schneller als der Falke.

Zwei Lidschläge nach dem plötzlichen Erscheinen hatte er sein Ziel erreicht. Der Vogel konnte nichts daran ändern, als das blitzende Stück in seinen Körper hämmerte.

Es war ein Volltreffer. Ein verzweifelter Versuch, noch mit den Flügeln zu schlagen und so zu entkommen, misslang dem Tier. Irgendetwas hatte sich an seinem rechten Flügel festgehakt, und der Vogel folgte der Erdanziehung.

Er fiel.

Sehr schnell verschwand er wieder, Yakup konnte seinen Weg nur noch ahnen, und er hörte plötzlich das satte Klatschen, das entstand, als der Vogel zu Boden prallte.

Da er dieses Geräusch so deutlich vernommen hatte, musste es nicht weit von ihm entfernt aufgeklungen sein.

Er hütete sich jedoch, den Weg sofort zu gehen, sondern blickte erst nach oben.

Dort verschwand Vogel Nummer zwei soeben. Er flog sehr schnell und war nur noch für einen winzigen Augenblick zu sehen, dann nicht mehr. Wieder wurde Yakup das Gefühl nicht los, es bei diesen beiden Vögeln mit Boten oder Beobachtern zu tun zu haben, doch einen Beweis dafür würde er wohl nie bekommen.

Aber er musste einfach wissen, was den ersten Vogel mitten im Flug erwischt und getötet hatte.

Deshalb verließ er seinen Platz an der Felswand. Gern hätte er Licht gehabt, um mehr erkennen zu können. Im Angesicht der lauernden Gefahr, ließ er dies jedoch sein und bewegte sich sehr behutsam, mit zu Boden gerichtetem Blick, auf die gegenüberliegende Wand zu.

Manchmal hat der Mensch Glück.

So erging es auch Yakup. Er sah etwas, das Ähnlichkeit mit dem Vogel haben musste, denn ein Flügel war noch ausgebreitet. Dicht neben dem Tier kniete sich Yakup hin.

Aus der Nähe betrachtet, erkannte er, dass es sich dabei um einen Falken handelte. Seine erste Vermutung war also korrekt gewesen.

Yakup hatte den Bogen wieder entspannt und über die Schulter gehängt. Er benötigte jetzt beide Hände, um das Tier untersuchen zu können, fühlte am und unter dem Gefieder nach und wusste schon beim ersten Tasten Bescheid.

Der Falke war von einem Gegenstand getötet worden, den auch er bei sich trug. Von einem Wurfstern. Nur hatte Yakup ihn nicht geschleudert!

***

Für uns hatte eine lange Wartezeit begonnen, und ich erinnerte mich sehr genau an die Worte des Falken, mit denen er sich für eine Weile von uns verabschiedet hatte.

»Wenn uns jemand etwas Genaues sagen kann, ist es der Vogel.«

Das wollte mir nicht aus dem Sinn, als Suko, der Kommissar und ich den Garten durchwanderten, der für uns geöffnet worden war.

Wir befanden uns in einer parkähnlichen Anlage. Hier war alles von Meisterhand angelegt worden. Jeder Baum hatte seinen bestimmten Platz, nichts sah wie zufällig aus, und doch wirkte das Gelände nicht künstlich. Die angeschütteten Hügel waren mit Bodendeckern bewachsen, die auch im Winter ihre Blüte nicht verloren, sodass immer ein Hauch von Farbe über dem ansonsten vorherrschenden Grün der Landschaft lag.

An einem Teich blieben wir stehen. Das Wasser schimmerte grün, war trotzdem klar, und ich sah eine dünne Schlange zwischen den im Wasser stehenden Pflanzenstängeln.

»Der Zwerg liebt Tiere, nicht wahr?« fragte ich den Kommissar.

»Wie man sieht.«

»Was ist er für ein Mensch?«

Muroto hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Niemand kennt ihn genau. Aber, so erzählt man sich, soll es trotzdem noch jemanden geben, der ihn genauer kennt und über ihn Bescheid weiß. Sein Zwillingsbruder.«

»Wie?« fragte Suko. »Der hat noch einen Bruder?«

»Ja.«

»Kennen Sie den?«

Muroto schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Ich glaubekaum, dass ihn jemand kennt. Er ist ebenso geheimnisvoll wie der Falke und hält sich nur im Hintergrund auf.«

»Was haben die beiden gemeinsam?« fragte ich.

»Ich muss mich da auf Vermutungen stützen. Das ist natürlich die Gestalt, aber nicht ihr Leben, verstehen Sie? Der Bruder ist ganz anders. Er soll ein hochbegabter Techniker sein, ein Spezialist für Roboter und Computer, der sich in der weiten Welt einen großen Namen gemacht hat und von zahlreichen Firmen umworben wurde.«

»Hat er bei einer unterschrieben?«

»Ich glaube nicht. Er lebt sehr zurückgezogen, um seine Forschungen durchführen zu können. Man hat oft versucht, den Platz zu finden, dabei sind die abenteuerlichsten Vermutungen laut geworden. Man redet von einer Insel ebenso wie von einem geheimen, unterirdischen Labor, das ihm von der Regierung eingerichtet wurde. Jedenfalls weiß niemand etwas Genaues darüber.«

»Und da hat man nicht geforscht?« wunderte ich mich.

»Natürlich. Aber selbst der Geheimdienst hat sich eine blutige Nase geholt. Man spricht davon, dass der Kaiser persönlich eingegriffen hat. Wäre auch kein Wunder gewesen, schließlich stammen die beiden aus seinem Stamm oder Stall.«

»Es scheint mir eher irgendein Fehltritt gewesen zu sein«, meinte Suko.

»Die genauen Verhältnisse kenne ich natürlich nicht. Jedenfalls steht der Tenno zu ihnen.«

Ich schaute in den Himmel. Die Vögel, wenn sie nicht auf ihren Plätzen saßen, kreisten über uns. Manchmal stießen sie auch wie hart abgeschossene Pfeile in die Tiefe, um sich die Beute zu holen, die sie entdeckt hatten.

Ich dachte an die beiden Falken, die der Zwerg losgeschickt hatte.

Dazu fiel mir etwas ein. »Hören Sie, Kommissar, glauben Sie eigentlich, dass der Mann mit den Tieren reden kann?«

Muroto lächelte nur.

»Wieso? Was haben Sie?«

»Es ist seltsam, obwohl es eigentlich auf der Hand liegt, aber diese Frage habe ich mir auch schon des Öfteren gestellt.«

»Und wie lautet die Antwort?«

»Fast gehe ich davon aus.« Er räusperte sich. »Obwohl es mir vom Verstand her unmöglich erscheint.«

Ich lachte auf, stemmte meine Hände in die Taschen und wandte mich ab. »Vieles kann man weder begreifen noch erklären. Man muss sich eben damit abfinden. Das habe ich auch getan.«

»Leider.«

»Hören Sie, Kommissar, oft ist es besser, wenn man nicht alles begreift und erklärt.«

»Sagen Sie das mal einem Realisten.«

»Das habe ich getan.« Mir ging der Bruder des Zwergs nicht aus dem Kopf. Er sollte ein Computer-Mann sein, möglicherweise ein

hochbegabter Techniker, der irgendwo verschwunden war. War es vielleicht möglich, dass dieser Mann, dem hier alles gehörte, mit dem anderen noch in Verbindung stand und sich die beiden geistig befruchteten, obwohl sie schon verschiedenartigen Begabungen nachgingen?

Ich wandte mich an Kommissar Muroto. »Bisher habe ich den Zwerg nur unter dem Namen *Falke* kennen gelernt. Er muss aber einen anderen Namen haben, schließlich kann er nicht als der Falke geboren sein.«

»Das stimmt.«

»Wie heißt er dann genau?«

»Yago, glaube ich.«

»Gut.« Ich klopfte dem Japaner auf die Schulter. »Und sein Bruder?«

»Yamiga!«

Ein leises Lachen konnte ich nicht unterdrücken. »Yago und Yamiga. Fast wie im Kino.«

»Scherzen Sie nicht, Mr. Sinclair. Das ist leider kein Kino. Wir können nicht hinausgehen und den Film verlassen.«

Er deutete in die Runde. »Wenn Yago es will, sind wir seine Gefangenen. Und jeder, die Vögel eingeschlossen, hören auf sein Kommando.«

»Mir sind die jungen Männer ebenfalls aufgefallen. Welche Funktion haben sie?«

»Eine dienende. Sie müssen sich um den Garten kümmern, die Vögel mit Nahrung versorgen.«

»So heißt es offiziell.«

Muroto nickte. »Genau, Suko, so heißt es offiziell.«

»Und gibt es eine inoffizielle Deutung? Ich meine, wir sind Kollegen, und Sie schlafen ebenso wenig wie wir.«

»Die gibt es in der Tat. Man nimmt an, dass hier eine Kampfschule entstehen soll.«

»Auch nicht schlecht.«

»Hier auf dem Gelände?« fragte ich.

»Wissen Sie, Mr. Sinclair, was sich noch alles unter der Erde befindet? Yago ist gefährlich, er ist ein geheimnisvoller Mensch, der sich nicht in die Karten schauen lassen will und gewissermaßen aus dem Dunkel der Vergangenheit kam. Wir sind einerseits froh, dass es ihn gibt, er hat uns zu manch heißer Spur verholfen, aber andererseits wären wir auch nicht traurig, wenn er nicht mehr da wäre.«

Wir waren während des Gesprächs durch den Garten gegangen und befanden uns auf einem der Hauptwege. In der Nähe arbeitete ein Mann in einem blauen Kittel. Mit einer gleichförmig wirkenden Bewegung schaufelte er abgefallenes, braunes Blattwerk in einen Drahtkorb, den er, als er voll war, auf die Ladefläche eines Wagens

stellte. Es war mehr eine große Karre, die er ziehen musste.

Dicht an uns vorbei flog ein Falke. Der Vogel kam mir vor, als würde er wie ein Brett in der Luft liegen. Ich verfolgte seinen Flug so lange, bis er zwischen den Zweigen einer Korkeiche verschwunden war. Das alles sah sehr friedlich aus. Es gab überhaupt keinen Grund für mich, an irgendetwas Anstoß zu nehmen, und doch wollte ich dem Bild nicht so recht trauen.

Manchmal kann ein äußerer Friede verdammt trügerisch sein!

Auch wurde ich den Eindruck nicht los, in dieser Umgebung irgendwie festgehalten zu werden. Man hatte uns die Freiheit gelassen, trotzdem war ich nicht frei. Ich konnte das Grundstück nicht ohne Genehmigung des Falken verlassen.

So etwas stört mich.

»Hast du auch das Pulverfass-Gefühl?« erkundigte sich Suko.

»Genau.«

»Dann gib ja Acht, wer die Lunte ansteckt.«

Ich gab keine akustische Antwort, sondern schaute zum Haus des Falken hinüber, das sehr schlicht aussah und überhaupt nicht protzig wirkte, wie es dort auf dem Hügel stand. Mehr ein viereckiger Kasten mit viel Holz und breiten Glasfenstern.

Darüber schwebte ein Vogel. Jedenfalls befand er sich im Anflug, und es schien mir so, als wäre es genau das Tier gewesen, das Yago weggeschickt hatte.

Der Vogel setzte zur Landung an. Leider nahm uns das Haus die weitere Sicht, und Suko meinte: »Wir werden sicherlich bald zurückgerufen. Ich habe das Gefühl, als wäre da jemand zurückgekehrt.«

Wir hatten uns nicht getäuscht. Schon sehr bald rannte einer der Diener auf uns zu.

Nicht Suko oder mich, sondern den Kommissar sprach er an, der sich die Worte anhörte, nickte und sie übersetzte. »Kommen Sie, der Falke erwartet uns.«

»Wissen Sie, was geschehen ist?«

»Nein, einen Boten informiert er nicht.«

Es war nicht weit bis zur Treppe. Auf der obersten Stufe stand schon Shrivers bereit. Er hatte sich breitbeinig aufgebaut. In seinen kantigen Zügen rührte sich nichts. Nur der Wind spielte mit seinen blonden Haaren. »Dürfen wir hinein?« fragte ich.

»Der Falke erwartet Sie.«

Wieder öffnete sich automatisch die Tür. »Sie brauchen die Schuhe diesmal nicht zu wechseln«, hörten wir Shrivers noch sagen, da hatten wir bereits die Schwelle überschritten.

Der Zwerg erwartete uns. Diesmal hatte er sich vor seinem flachen Telefontisch aufgebaut. Er hatte beide Arme ausgestreckt und die

Hände zusammengelegt. Auf einer Handfläche hockte der zurückgekehrte Falke. Er schaute in unsere Richtung.

Yago starrte uns über das Tier hinweg an. »Kommen Sie näher«, sagte er. Seine Stimme hatte sich verändert. Sie klang bissiger, aber auch traurig und monoton.

Als ich Sukos Blick sah, wusste ich Bescheid. Er dachte das Gleiche wie ich. Zwei Vögel hatte Yago losgeschickt. Einer nur war zurückgekehrt. Wo befand sich der zweite?

Shrivers überholte uns und baute sich hinter seinem Herrn und Meister auf. Er stand dort wie eine aus dem Felsen gehauene Statue und war ungewöhnlich wachsam. Seine Arme waren vor der Brust verschränkt, die Hände unter der Kleidung verschwunden. Ich konnte mir vorstellen, dass er die Griffe irgendwelcher Waffen umklammerte, um blitzschnell ziehen zu können.

Yago atmete heftig. Seine Augen tränten. Der Verlust des zweiten Vogels musste ihn hart getroffen haben.

Er sprach uns an. Die sehr langsam ausgestoßenen Worte durchbrachen die Stille. »Es ist nur einer zurückgekommen«, erklärte er.

»Nur ein Vogel, dabei habe ich zwei losgeschickt. Man muss den anderen erwischt und getötet haben.«

»Sind Sie sicher?« fragte Kommissar Muroto.

»Ja!« geiferte der Zwerg. »Ich bin mir sicher. Die beiden waren immer zusammen. Nie hätte der eine den anderen im Stich gelassen. Aber heute ist es passiert. Man hat den anderen getötet. Ich spüre und fühle es. Jemand will mich vernichten!«

»Möglicherweise war es doch ein Unglück«, sagte ich. »Denken Sie daran, welche Gefahren auf einer so langen Strecke lauern. Ich will Ihren Vögeln nicht zu nahe treten, aber es sterben täglich viele.«

»Halten Sie den Mund!« Er war außer sich. »Dass der Vogel sein Leben verloren hat, geschah nicht grundlos. Und der Grund sind allein Sie. Haben Sie verstanden? Nur Sie sind der Grund dafür. Und das werden Sie bereuen, ich schwöre es Ihnen.«

Der Mann konnte uns doch nicht für Dinge verantwortlich machen, die wir nicht beeinflusst hatten. Aber er lieferte uns noch eine Erklärung mit.

»Wären Sie nicht erschienen, hätte ich die Vögel nicht loszuschicken brauchen. So aber tragen Sie die Schuld am Tod meines gefiederten Freundes.«

»Es kann aber auch ein Beweis dafür sein, dass der Falke sein Ziel gefunden hat.«

»Was interessiert mich das jetzt, wo mein Herz voller Trauer steckt? Sie sind widerlich, so etwas zu sagen. Ich werde mir sehr genau eine Bestrafung für Sie ausdenken.«

Kommissar Muroto hob die Hand. »Mr. Yago«, sagte er leise. »Ich verstehe Ihren Schmerz, wir alle verstehen ihn, aber glauben Sie mir, wir haben damit nichts zu tun. Die Vögel waren selbstständig. Sie haben Ihren Befehlen gehorcht. Es tut mir unendlich Leid.«

»Lügen Sie nicht, Kommissar!« Er redete noch weiter, ich aber achtete ebensowenig auf seine Worte wie Suko, denn wir beide hatten den Luftzug gespürt. Da hatte jemand die Tür geöffnet.

Ohne uns abgesprochen zu haben, wussten wir genau, was zu tun war. Nach rechts und links sprangen wir weg, wirbelten herum, wollten eingreifen und sahen die sechs Männer, die mit Kendo-Stöcken bewaffnet den großen Raum betreten hatten.

Sie standen da wie eine Mauer. Die Stöcke hielten sie hart umklammert, die Arme abgewinkelt und die unteren Hälften jeweils ausgestreckt. In ihren Gesichtern regte sich nichts.

Wahrscheinlich war dies alles schon vorher abgesprochen worden. Aber so ohne waren wir auch nicht, schließlich trugen Suko und ich noch unsere Waffen.

»John!« Kommissar Murotos Stimme klang gepresst. »Was immer Sie auch vorhaben, tun Sie es nicht. Das Gleiche gilt auch für Suko.«

Wir verstanden und drehten uns langsam um.

Jetzt wusste ich, weshalb sich Shrivers hinter seinen Boss gestellt hatte. Von dort konnte er alles beobachten, und er hatte seine Hände unter der Kleidung hervorgezogen.

Während sich die anderen auf ihre Kendo-Stöcke verließen, zielte er mit zwei schweren Revolvern auf uns. Auch nach jahrelanger Polizei-Tätigkeit habe ich mich noch immer nicht daran gewöhnen können, in die verdammten Mündungen zu schauen. Bei mir bleibt da stets ein unangenehmes Gefühl zurück.

In diesem Fall war es besonders unangenehm, denn ich wusste hinter mir weitere sechs Männer.

Der Zwerg zog seine Arme an. Er war mir noch nie sympathisch gewesen, jetzt aber kam er mir vor wie ein hasserfüllter Gnom, der nur unsere Bestrafung im Sinn hatte.

Er öffnete seinen Mund, der viel zu breit geraten war, aber irgendwie zu dem Schädel passte. Die untere Handfläche nahm er weg, hob den Arm im Halbkreis und gab seine flüsternden, aber unmissverständlichen Befehle. »Schlagt sie, meine Freunde. Schlagt sie zusammen. Beweist mir jetzt, was ihr alles gelernt habt.«

***

Yakup hatte den Wurfstern nicht geworfen!

Diese Erkenntnis schoss wie ein heißer Strahl durch seinen Körper bis in den Kopf hinein und brannte sich dort regelrecht fest. Für diese Tat gab es nur eine Erklärung.

Die grausamen Drei!
Obwohl Yakup sie bisher nicht zu Gesicht bekommen hatte, war er von ihrer Existenz überzeugt. Sie konnten nicht sehen, aber sie beherrschten ihre Waffen meisterhaft, wie dieser Treffer gezeigt hatte.
Der Vogel war tot. Yakup schaute sich den Wurfstern an.
Er sah an seinen Rändern aus wie gebogene und erstarrte Flammenzungen, und er war tief in den Körper eingedrungen.
Sehr vorsichtig zog sich Yakup wieder zurück. Es stand für ihn fest, dass er nicht kampflos an die Krone der Ninja herankommen würde. Aber die grausamen Drei zeigten sich nicht.
Obwohl sie nicht sehen konnten, verzeichneten sie in der Düsternis einen Vorteil. Yakup wurde von ihnen gerochen.
Sie riechen Menschenfleisch, hatte man ihm gesagt. Und sie würden ihn zerreißen, wenn er ihnen in die Hände fiel.
Aber auch sie gaben diesen widerlichen Geruch ab. Wenn sich die Drei in seiner Nähe bewegten, würde ihn der widerliche Geruch von Moder streifen und warnen.
Yakup verließ die unmittelbare Umgebung des toten Vogels und zog sich wieder zwischen die höheren Felsen zurück, wo er eine bessere Deckung fand.
Seinem Gefühl nach war er tiefer in die Schlucht eingedrungen. Er schaute auch wieder in die Höhe und glaubte, an den beiden Rändern der Schlucht eine Bewegung zu sehen.
Yakup wischte über sein Gesicht. Er hatte sich nicht getäuscht, denn auf den Kanten zeichneten sich jeweils zwei Gestalten ab.
Rechts eine düstere, dunkle, die dem Türken verdammt bekannt vorkam.
Es war Shimada.
Unendlich klein wirkte er, und gegenüber, auf der anderen Seite der Schlucht, stand sein Feind.
Der Teufel!
Ein Wahnsinn! Die beiden Gegner starrten sich an, und jeder von ihnen wartete darauf, dass Yakup es schaffte, an die Krone der Ninja heranzukommen.
Wenn es ihm tatsächlich gelang, würden sich beide auf ihn stürzen und versuchen, ihm die Krone abzunehmen.
So und nicht anders stellte sich der Türke die Zukunft vor. Nur durfte er die grausamen Drei nicht vergessen. Er hatte wieder seinen Bogen von der Schulter genommen, einen Pfeil aufgelegt, die Sehne aber noch nicht gespannt.
Plötzlich hörte er das Geräusch!
Er kannte es. Ein sausendes Pfeifen, unheimlich schnell, als hätte jemand in eine Röhre geblasen. Innerhalb der nächsten halben Sekunde lag Yakup am Boden, und der Gegenstand wischte, weil er

angeschnitten geworfen war, dicht über seinen Körper hinweg.

Mit einem hellen Klirren landete der Wurfstern hinter ihm am Felsen. Dem Türken rann eine Gänsehaut über den Rücken. Wenn ihn der Gegenstand erwischt hätte, wären Hopfen und Malz verloren gewesen. So leise wie möglich bewegte er sich weiter und hatte das Glück, eine kleine Mulde zu erreichen, in der er hockend verharrte.

Yakup hielt den Atem an. Er wollte sich auf die umliegenden Geräusche konzentrieren.

Den Bogen hatte er etwas vorgeschoben, sodass der Pfeil über den Rand der Mulde wies.

Mochten die grausamen Drei ihn auch überall riechen können, einen Nachteil hatten sie trotzdem. Sie konnten sich bestimmt nicht lautlos bewegen. Darauf baute Yakup. Wenn sie in seine Nähe gerieten, musste er sie einfach hören.

Noch tat sich nichts.

Die gespannte Ruhe lag innerhalb des engen Kessels. Da Yakup auch nicht laut atmete, hörte er das Klopfen seines eigenen Herzschlags umso stärker.

Dann vernahm er den Schritt.

Gleichzeitig auch das Schaben. Beides war nicht weit von ihm aufgeklungen. An der rechten Seite gewissermaßen. Der Türke setzte alles auf eine Karte.

Mit einem kräftigen Sprung verließ er seine Deckung, schnellte in die Höhe, drehte sich nach rechts und spannte gleichzeitig die Bogensehne.

Was sich vor ihm bewegte und größer war als die auf dem Grund liegenden Felsen, musste einfach zu den grausamen Drei gehören.

Es war einer von ihnen, der nichts sehen, dafür aber riechen konnte und einen Arm bereits zurückgedrückt hatte, um den Wurfstern zu schleudern.

Yakup ließ los. Er lauschte dem Geräusch der zurückschnellenden Sehne, sah den Pfeil fliegen und auch den Treffer.

Mit diesem Schuss hatte Yakup seine Klasse als Bogenschütze bewiesen. Der Pfeil war genau in den Schädel der Gestalt gejagt.

Yakup sah, wie der Zombie-Samurai umkippte und zwischen das Geröll fiel, wo er sich noch einmal überschlug und dann liegen blieb.

Über das Gesicht des Türken glitt ein Lächeln. Einen hatte er erwischt, zwei andere blieben, und er durfte keinesfalls dort stehen bleiben, wo er stand.

Mit möglichst weiten Sprüngen huschte er tiefer in die Düsternis der Schlucht. Dabei vergaß er nicht, einen Blick in den Himmel zu werfen.

Noch immer hielten sich die beiden Gestalten an den Rändern der Schlucht auf. Der Teufel war jetzt deutlicher zu sehen, weil er von einer Feuerspur umgeben wurde.

Diese beiden konnten abwarten, bis Yakup es geschafft hatte.

Leider hatte er die Krone nicht zu Gesicht bekommen. Dafür aber sah er die Höhle. Zuerst hatte er die Öffnung in der Felswand für eine Täuschung gehalten, bis ihm der kalte Hauch entgegenwehte.

Er schien aus den Tiefen des Berges zu kommen, geboren im ewigen Fels, und er brachte den Atem der Vergangenheit mit.

Yakup beging nicht den Fehler, sofort in die Höhle hineinzuhuschen. Er presste sich dicht neben dem Eingang gegen die Wand und wartete zunächst einmal ab.

In der Schlucht war nichts zu hören, nicht mal der Wind.

Dass er etwas tun musste, war Yakup klar. Er hatte sich nur nicht auf den Zeitpunkt festlegen können, aber der wurde ihm abgenommen, denn aus der Höhle hörte er die Stimmen.

Es begann mit einem schrillen Lachen. Es klang, als hätte der Geist eines Toten geschrien.

War es vielleicht Triumph, den die beiden noch existierenden Gestalten empfanden?

Eine genaue Aussage traute sich Yakup nicht zu. Er hatte längst den zweiten Pfeil aufgelegt, stand an den Fels gepresst und schaute in den offenen Eingang.

Dort tat sich nichts.

Aber der andere lachte weiter, und Yakup hörte ihn auch sprechen. Die Worte konnte er nicht verstehen, er richtete sich allein nach dem Klang, und der war nicht eben freundlich.

Die beiden Samurai hassten ihn.

Wenn sie nicht aus ihrem Versteck herauskamen, musste der Türke in die Höhle hinein.

Yakup wusste selbst, wie hoch das Risiko war. Bei einem plötzlichen Angriff spielte er mit seinem Leben. Vielleicht standen sie da, bereit, ihre mörderischen Sterne jeden Augenblick einzusetzen.

Yakup zählte ab. Er gab sich und den anderen noch eine Chance.

Bis zehn wollte er zählen.

Nichts geschah.

Da entschloss sich der Türke, alles auf eine Karte zu setzen und sich dem Feind zu stellen. Er dachte nicht mehr an das Handicap des verlorenen Fingers, so etwas interessierte ihn nicht mehr. Er würde sich daran gewöhnen und auch damit leben müssen.

Noch einen letzten Blick riskierte er zum oberen Rand der Schlucht. Dort hatte sich einiges verändert. Zuerst wollte Yakup es kaum glauben, aber da standen sich tatsächlich Shimada und Asmodis über der Schlucht wie zwei Seiltänzer gegenüber, um in einen Kampf einzutreten. Sie schwebten nicht in der Luft. Von einem zum anderen Ende der Schlucht war ein Seil gespannt, auf dem die beiden standen. Shimada an der rechten, der Teufel an der linken Seite.

Und Shimada hatte sein Samurai-Schwert gezückt, während aus den Fäusten des Teufels Flammendolche hervorstachen, die ein flackerndes Licht über das Seil warfen.

Es war eine faszinierende Szene, und Yakup hätte gern länger zugeschaut und diesen Kampf wie einen Action-Film vor sich ablaufen lassen. Das war nicht möglich. Er musstesich um seine Gegner kümmern, um die Ninja-Krone an sich zu bringen.

Aus der Höhle hörte er nichts mehr. Wahrscheinlich hatten die zurückgebliebenen Wächter ihre Kampfpositionen eingenommen.

Yakup hätte einiges dafür gegeben, eine Fackel zu besitzen. Leider konnte er sich keine aus den Rippen schneiden.

Im Dunkeln musste er fighten!

Noch einmal holte er tief Luft. Er blähte seine Lungen förmlich auf, duckte sich zusammen, stieß sich ab und huschte vor. Als grauer Schatten tauchte er für die Dauer eines Wimpernschlages im Eingang auf, malte sich dort auch ab, und bevor der erste Wurfstern auf ihn zugeschleudert werden konnte, warf er sich mit einem Hechtsprung in die Finsternis der Höhle hinein.

Er streckte dabei seinen Körper, hielt den gespannten Bogen trotz widriger Umstände hoch und rollte sich artistisch über die rechte Schulter ab.

Die Bewegung war noch nicht ausgelaufen, als er die schrillen, triumphierenden Schreie vernahm und die beiden Schatten durch die Höhle huschen sah.

Wenig später kam es zum Kampf!

***

Die sechs Diener setzten sich in Bewegung.

Wie gut einstudierte Schauspieler dem Regisseur gehorchten, so folgten sie dem Befehl des Gnoms. Yago hatte sie alle unter der Kontrolle. Er genoss seine Macht, wahrscheinlich stärker als andere Menschen, da er von der Körpergröße her nicht viel zu bieten hatte.

Die Männer schritten lautlos. Wir hörten nichts. Da die Tür wieder geschlossen worden war, streifte uns auch kein Windhauch.

Was sollten wir tun?

Nach vorn springen ging nicht. Dort lauerte Shrivers, der nur darauf wartete, abzudrücken und uns auch mitzischender Stimme erklärte, wie gering unsere Chancen doch waren.

Yagos Gesicht hatte in den letzten Sekunden einen zufriedenen Ausdruck angenommen. Auf seinem Mund lag ein sattes, breites Lächeln, die Augen funkelten, und er hatte seine langen Hände zu kantigen Fäusten geballt, als wollte er sich selbst für seine Aktionen die Daumen drücken.

»Schaffen wir die sechs?« hörte ich Sukos Frage.

»Nie!« Kommissar Muroto hatte geantwortet. »Die sind perfekt. Glaubt mir das. Wir können nur hoffen, dass sie es gnädig machen. Ich kenne Kendo-Kämpfer.«

»Wir sind auch nicht ohne«, sagte ich.

»Vielleicht nehmen wir Geiseln!« hauchte Suko. »Ich versuche jedenfalls, in die Nähe des Gnoms zu gelangen.«

Das war unser Startzeichen. Suko und ich hatten uns mit einem kurzen Wimpernschlag verständigt. Dann wirbelten wir herum.

Und es war um keinen Augenblick zu früh geschehen, denn die sechs griffen an!

Sie stellten es verdammt geschickt an, waren nicht mehr in einer Reihe geblieben, sondern hatten zwei Gruppen gebildet und sich dementsprechend verteilt.

Wäre Shrivers nicht gewesen, hätte ich sie mit der Beretta in Schach halten können, so musste ich mich ihnen stellen und mit bloßen Fäusten gegen sie angehen.

Was mich erwartete, sah ich schon sehr bald. Die Gegner bewegten ihre Stöcke so schnell, dass ich mit den Augen kaum folgen konnte. Wahrscheinlich tat ich etwas völlig Überraschendes für sie, denn ich warf mich ihnen entgegen.

Zwar bin ich nicht übermäßig schwer, aber auch kein Leichtgewicht, und das bekamen die Kerle zu spüren, als ich sie mit meiner rechten Schulter rammte.

Gleichzeitig musste ich die ersten Hiebe einstecken. Kurz angesetzte, harte Schläge, die mich am Kopf getroffen hätten, wenn ich ihn nicht mit den hochgerissenen Armen geschützt hätte.

So prasselten die Schläge gegen meine Arme, und der Tritt mit dem linken Bein erwischte einen der Kerle. Ein zweiter drosch mir dafür seinen Stock in den Magen.

Ich hatte das Gefühl, ersticken zu müssen, würgte, ließ die Hände sinken und wollte sie auf die getroffene Stelle pressen. Das wäre für einen Hieb gegen den Kopf natürlich ideal gewesen. Dazu kam es nicht, denn der Kommissar griff ein.

Bevor mich der Knüppel erwischen konnte, riss Muroto den anderen zu Boden. Der Diener des Gnoms war so überrascht, dass es dem Kommissar sogar gelang, ihm die Waffe zu entreißen. Diesmal hämmerte er zu, traf die Stirn des Kerls und schickte ihn ins Reich der Träume.

»Danke!« keuchte ich und taumelte weiter, bevor ich mich wieder umdrehte.

Für die Dauer weniger Sekunden hatte ich die Chance, Suko zu beobachten. Mein Freund und Partner war in seinem Element. Er setzte seine Karatekenntnisse gegen die Kendo-Kämpfer ein. Sukos Fäuste und Füße wirbelten. Die Bewegungen waren kaum zu

verfolgen. Ich hörte die Treffer, wenn es dumpf klatschte, sah die Gestalten fallen, aber wieder aufstehen, und dann erwischte Suko einen Stock. Mit einem Ruck hatte er ihn seinem Gegner aus der Faust gerissen und schlug ihn dem nächsten Angreifer gegen den Kopf. Der Mann jaulte auf, sprang wie eine erschreckte Heuschrecke zur Seite und fiel zu Boden.

Ich kümmerte mich um meine Gegner.

Einer nur erschien vor mir. Er täuschte die Schläge an. Der dunkle Stock wurde dabei zu einem wirbelnden Etwas, das einen wilden Tanz vor meinem Gesicht aufführte und sich plötzlich aus der zuckenden seitlichen Bewegung löste und gegen mein Gesicht gezielt wurde.

Mit einer blitzschnellen Bewegung nahm ich den Kopf zur Seite und trat gleichzeitig zu.

Der Kerl vor mir sackte zusammen. Ich hatte das Gefühl, als würde sein Gesicht auseinander fallen, so verwelkt sah es plötzlich aus. Die Kraft hatte ihn verlassen. Der Arm mitdem Kendo-Stock sank mir entgegen, und ich sah meine Chance.

Sofort rannte ich vor. Er wusste überhaupt nicht, wie ihm geschah, da hatte ich ihn bereits an den Hüften gepackt, hochgewuchtet, rannte noch ein paar Schritte und schleuderte ihn auf den Zwerg zu und damit auch auf dessen Leibwächter.

Shrivers zuckte noch zur Seite. Er schrie eine Warnung, aber Yago war eben nicht so schnell wie ein echter Falke. Der andere prallte gegen ihn, riss den Zwerg zu Boden, der plötzlich anfing zu keifen und nach Shrivers schrie.

Gegen den ging ich an.

Er konzentrierte sich auf mich. Ich sah in seinen Augen das wilde Funkeln und wusste plötzlich, dass dieser Mann abdrücken würde.

Dies hatte auch Suko gesehen und sofort gehandelt.

Dass sich ein Kendo-Stock auch als Wurfgeschoss eignet, bewies er in den nächsten Augenblicken. Von der Seite her wirbelte der Schatten auf Shrivers zu, lenkte ihn von mir ab, und diese winzige Zeitspanne reichte aus, um mein Leben zu retten.

Der Kendo-Stock prallte gegen den Schädel des Holländers. Es gab einen Laut, der sich anhörte, als hätte jemand auf eine Kokosnuss geschlagen. Shrivers konnte sich nicht mehr richtig halten. Er ging mit tapsig wirkenden Schritten zurück, und seine Augen hatten bereits einen glasigen Ausdruck angenommen, während die Arme mit den beiden Waffen allmählich nach unten sanken.

Ich lief auf ihn zu. Dieser Kerl konnte mir nicht mehr gefährlich werden.

Dafür aber andere Wesen.

Wahrscheinlich konnte der Zwerg die Tür durch einen Kontakt öffnen, jedenfalls erwischte mich wieder der kühle Luftzug, um den

ich mich nicht kümmerte.

Es war ein Fehler.

Sukos knapper Warnschrei kam auch zu spät, denn Yagos Geschöpf hatte mich bereits erwischt.

Zuerst spürte ich den Schlag im Nacken, sofort danach den Griff der Krallen, dann den schmerzhaften Biss. Da wusste ich Bescheid.

Yago setzte seine dressierten Falken gegen uns ein!

***

Yakup schoss den zweiten Pfeil ab.

Er musste es tun, denn er hatte den Schatten gesehen, der dicht neben ihm auftauchte.

Diesmal war der Samurai schneller. Er konnte sich zur Seite werfen, fiel nicht hin und war sofort wieder auf den Füßen.

Yakup ebenfalls.

Da sah er das Schwert. Der Untote hatte es mit einer blitzschnellen Bewegung gezogen, schwang es einmal über seinen Kopf, und der Türke hörte das gefährliche Pfeifen, als die Klinge die Luft zerschnitt.

Zeit, einen dritten Pfeil auf die Sehne zu legen, hatte er nicht mehr. Auch der Wurfstern musste in dem Behälter bleiben. Jetzt verließ sich Yakup auf seine Hände.

Der Samurai sprang auf ihn zu und schlug gleichzeitig. Wie ein dunkles Ungeheuer löste er sich aus dem schwarzen Schatten der Höhle.

Viele wären vor Angst erstarrt, nicht so Yakup Yalcinkaya. Bevor die Klinge ihn erwischen konnte, war er schon zur Seite gesprungen und hatte sich dabei gedreht.

Das Schwert raste an ihm vorbei. Es schlug auf den Höhlenboden, traf dort einen Stein und zog eine Funkenspur zur rechten Seite.

Auch dem nächsten Schlag entging Yakup. Dann musste er zurück, denn der untote Wächter der Krone ließ ihm nicht die Spur einer Chance, auch nur an eine seiner Waffen zu gelangen. Er war einfach zu schnell. Wie ein Kastenteufel hüpfte er vor Yakup in die Höhe und schlug dabei seine Klinge.

Von rechts und links kamen die Schläge. Yakup hörte das Pfeifen und Fauchen, er spürte sogar den Windzug, und nochimmer war es ihm nicht gelungen, auch nur einen Blick in das Gesicht des untoten Wächters zu werfen.

Es war einfach zu dunkel in der Höhle. Nur das Blitzen der Klinge bekam Yakup mit, wenn sie aus der Finsternis hervorstieß, wieder zurückgezogen wurde, erneut vorzuckte und ihn zerhämmern wollte.

Nicht nur von einer Seite war die Gefahr vorhanden. Dass sich noch ein zweiter Untoter in der Nähe befand, merkte Yakup rasch und verdammt schmerzhaft.

Auf eine Sache hatte er sich nur konzentrieren können, deshalb sah er den Wurfstern nicht.

Und der war zielgenau geschleudert worden. Vielleicht hätte er Yakup töten sollen, doch der Türke befand sich in einem zu schnellen Bewegungsablauf, als dass er der Gefahr noch hätte ausweichen können.

Deshalb erwischte ihn der Wurfstern.

Er hackte gegen seinen Nacken, rasierte durch den angeschnittenen Wurf den Hinterkopf hoch, und Yakup hatte das Gefühl, als würde sein Schädel in tausend Flammen stehen.

Warm rann das Blut aus seiner Wunde, lief in den Nacken, er verlor die Übersicht und sackte in die Knie.

Vor ihm stand der untote Samurai.

Was bisher keiner geschafft hatte, würde ihm möglich sein. Yakup Yalcinkayas Leben mit einem Stoß für immer auszulöschen.

Trotzdem wollte Yakup nach seinen Wurfsternen tasten, aber er war einfach zu langsam.

Er hörte noch einen grausamen Schrei und dann…

***

Shrivers war plötzlich uninteressant für mich geworden. Ebenso wie ich hatte er genug mit sich selbst zu tun. Der Holländer befand sich auf der Schwelle zwischen der Bewusstlosigkeit und dem normalen Wachsein. In seinen Knien musste sich Blei befinden, denn er hatte Mühe, überhaupt einen Fuß zu heben.

Ich musste mich um den verdammten Falken kümmern, denn er hatte seinen gekrümmten Schnabel in meinen Nacken geschlagen und dort eine Wunde gerissen.

Ich spürte eine gewisse Angst, als ich die Arme hochriss und sie nach hinten über meine Schulter drückte, weil ich den Vogel einfach wegreißen musste.

Mit zehn Fingern umklammerte ich ihn, grub meine Hände tief in sein Gefieder, fühlte die Flügel und den zweiten Biss des Tieres, bevor es mir endgültig gelang, ihn von meiner Schulter wegzureißen.

Voller Wut schleuderte ich ihn in den Raum hinein.

Er war nicht vernichtet, sondern flog sofort einen Bogen. In seinem Schnabel hing noch ein Stück von meiner Haut.

Dann peitschten Schüsse.

Suko hatte auf die Vögel gefeuert. Einen erwischte er. Das Tier befand sich dicht über dem Schädel des Zwergs, wurde von dem Geschoss regelrecht durchschlagen und zur Seite gewuchtet.

Yago begann zu schreien.

Keiner von uns kümmerte sich um ihn, denn auch ich hatte meine Beretta gezogen. Mit einigen Schritten rückwärts erreichte ich eine der

dünnen Wände und hatte dort so etwas wie Rückendeckung.

Die Diener des Falken waren nicht alle erledigt. Sie hatten einiges abbekommen, aber sie standen wieder auf und wollten sich erneut formieren. Ich zählte fünf Falken, die durch den Raum huschten und so schnell waren, dass unsere Kugeln sie kaum erwischen konnten.

Auch der Kommissar wurde angegriffen. Er hatte die Arme hochgerissen und schlug nach dem Tier, das vor ihm flatterte und mit seinem Schnabel in die Arme hackte, wo es den Stoff bereits aufgerissen hatte.

Ich dachte daran, was Suko und ich abgesprochen hatten. Er konnte sich um den Plan nicht kümmern, da er sich mit einem der Kendo-Leute herumschlagen musste.

Ich aber hatte freie Bahn.

Bevor mich ein weiterer Vogel attackieren konnte, verließ ich meinen Platz, huschte an Shrivers vorbei und lief auf Yago zu.

Der sah mich kommen.

Er schrie, rief wohl nach seinen Vögeln, aber diesmal war ich schneller. Bevor sich die Falken auf mich stürzen konnten, hatte ich den Gnom erreicht, bekam ihn am Kragen zu packen und zerrte ihn wuchtig in die Höhe. Er hing in meinem Griff und spürte die Mündung der Waffe in seinem Nacken.

»Pfeif sie zurück!« fuhr ich ihn an. »Pfeif die Vögel und auch deine Typen zurück!«

Meine Worte unterstrich ich durch einen verstärkten Druck der Pistolenmündung.

Noch wollte er nicht, fing an zu zetern, und ich musste lauter schreien. »Verdammt, ich drücke ab!«

Da gab er endlich den Befehl. Er pfiff durch die Finger, und die Falken wussten Bescheid.

Übergangslos verloren sie jedes Interesse an uns, machten kehrt und jagten dem Ausgang entgegen. Wie Pfeile schwirrten sie durch die Luft und verschwanden.

Allmählich löste sich die Spannung. Auch die Kendo-Männer mussten den Raum verlassen.

Als Sieger hatten sie sich gefühlt, als ziemlich geschlagene Truppe verließen sie die Szene.

Ich atmete auf. Jetzt, als die Spannung von mir wich, spürte ich den Schmerz.

Er hatte sich in meinem Nacken festgesetzt, und das Blut lief noch immer aus der Wunde.

Kommissar Muroto war ebenfalls von Schnabelhieben erwischt worden. Nur nicht so hart wie ich. Ihn hatte die Kleidung geschützt.

Am besten erging es noch Suko. Das wusste er auch und übernahm meinen Platz. »Binde du dir deine Wunde ab, John!«

Der japanische Kommissar kümmerte sich um den Holländer.
Blitzschnell hatte er ihn entwaffnet und ließ die beiden schweren Schießeisen unter seiner Kleidung verschwinden.
Ich hatte mir inzwischen ein Taschentuch zwischen Nacken und Kragen geklemmt. Irgendwann würde die Blutung stoppen, aber diese verdammten Vögel waren leider nicht besiegt. Ich fragte mich, weshalb dieser verfluchte Kerl so überempfindlich reagiert hatte.
Ich wusste auf diese Frage keine Antwort, aber ich stellte sie ihm.
Zuerst sagte er nichts. Er hing in Sukos Griff. Seine Arme pendelten nach unten. Er wirkte schlaff, als hätte er aufgegeben, doch ich wollte daran nicht glauben. Wir hatten eine kleine Hölle hinter uns, aber dem eigentlichen Ziel waren wir kaum näher gekommen.
Ich baute mich vor ihm auf. »Weshalb, Yago?« fragte ich.
»Weshalb haben Sie sich quergestellt?«
Er keuchte. Von seiner Unterlippe tropfte Speichel zu Boden. Ich hörte ihn stoßweise lachen. »Ihr habt getötet.«
»Nein, wir wehrten uns!«
»Der erste Falke ist dort geblieben. Da musste ich mich einfach rächen, verflucht. Habt ihr verstanden? Ich musste mich rächen. Ich konnte es nicht so hinnehmen.«
»Aber das ist Unsinn.«
»Für dich vielleicht. Nicht für mich. Mein Lebenswerk sind diese herrlichen Vögel. Ich liebe jeden einzelnen von ihnen, als wäre er mein eigenes Kind.«
»Das ist doch pervers.«
»Nein, ich habe mich mit den Tieren beschäftigt. Ich konnte sie zähmen. Sie gehorchen mir. Ich trete gedanklich mit ihnen in Verbindung, ich kann sie verstehen.«
»Das ist unmöglich«, sagte Muroto.
»Nicht bei mir. Nicht bei mir!«
»Und wie schaffen Sie das?« fragte ich.
»Es gibt Geheimnisse, die ich für mich behalte.«
»Schwarze Magie?«
»Nein, diesmal nicht. Ich kenne viele Dinge, aber die schwarze Magie ist es nicht.«
So kamen wir nicht weiter. Auch Suko war der Ansicht.
Er hob die Schultern, sah mein Nicken und ließ den Zwerg los.
Yago fiel zu Boden. Mit den Kniescheiben und den flachen Händen schlug er auf, blieb so hocken und schüttelte den Kopf. Es sah so aus, als würde er jeden Moment umfallen.
Suko ging zu dem Holländer und zog ihn hoch. Shrivers stand auf ziemlich wackligen Knien. Suko musste ihn festhalten, sonst wäre er wieder zusammengebrochen.
Ich hielt Yago hoch. Er war ziemlich schwer. Dann schleuderte ich

ihn auf das Sitzkissen. »Ich glaube, Meister, wir müssen uns mal richtig unterhalten.«
»Was wollen Sie?«
»In das Tal der Schatten.«
Seine runden Augen funkelten. »Ich helfe euch nicht mehr«, schrie er. »Das ist vorbei!«
»Und weshalb nicht? Wollten Sie nicht die Krone der Ninja auch besitzen?«
Er lachte spärlich. »Ich besitze so viel, da kommt es mir auf die Krone nicht mehr an. Und ihr werdet sie auch nicht bekommen, das schwöre ich euch. Ihr habt den Krieg gewonnen. Ihr seid trotz allem meine Gefangenen, das schwöre ich.«
»Mit den Vögeln werden wir fertig«, sagte der Kommissar.
»Die Vögel?« Plötzlich amüsierte sich der Falke. »Ja, vielleicht, aber es sind nicht die Vögel.«
»Wer dann?« fragte ich.
Das Lächeln des Mannes wurde zu einem breiten Grinsen. Er genoss es, mehr zu wissen als wir.
»Reden Sie!«
Er sprach, leider nicht in unserem Sinne. »Gehen Sie weg!« sagte er. »Verlasst mein Haus.«
»Einfach so?« wunderte ich mich.
»Ja.«
»Vorhin sprachen Sie anders.«
Yago überlegte. Innerlich war er nervös, das zeigte sich auch daran, wie er mit den Augen rollte und die Händebewegte. Er hatte sich schlecht unter Kontrolle. »Ich gebe euch eine letzte Chance, von hier zu verschwinden, obwohl ihr es nicht verdient habt. Ihr könnt einfach nicht länger bleiben, das müsst ihr mir glauben. Hier ist vieles anders, als es den Anschein hat.«
»Wir wollen die Krone!«
»Geht und sucht das Tal der Schatten.«
»Erklären Sie uns den Weg!« forderte Suko.
»Nein, ich darf es nicht!«
Das waren völlig neue Töne. War er vielleicht nicht der Boss in diesem Laden?
»Weshalb können Sie das nicht?«
Der Zwerg schaute uns an. Der Reihe nach. Mir kam sein Blick vor, als wollte er Abschied nehmen. Ein paarmal hob er die Schultern. Wir rechneten mit einer Erklärung, aber er sagte nichts mehr, stand auf und ging davon.
Keiner von uns traf Anstalten, ihn aufzuhalten. Wir waren einfach zu überrascht von den Dingen. Er ging auf eine der Wände zu, berührte eine bestimmte Stelle, sodass sich ein Ausschnitt der Wand zur Seite

schieben konnte.
Dann war Yago verschwunden.
Wir hatten ihn nicht aufgehalten, standen wie die Ölgötzen da und schüttelten die Köpfe.
»Verstehen Sie das?« fragte ich den Kommissar.
»Nein, auch nicht.«
»Er will mit uns nichts mehr zu tun haben«, meinte Suko. »Aber was kann er mit seinen seltsamen Erklärungen gemeint haben? Er hat uns warnen wollen, wir sind nicht gegangen. Jetzt muss man das Gefühl haben, in einer Falle zu stecken. Irgendetwas stimmt hier nicht. Da bin ich mir sicher.«
Kommissar Muroto hatte eine Idee. »Wir werden ihn fragen«, sagte er und deutete auf Shrivers, der seinen Boss hatte allein gehen lassen. Der Holländer kniete auf dem Boden. Mit einer Hand stützte er sich nur ab, die andere hatte er gegen die getroffene Stelle an seinem Kopf gepresst. Der Mund stand offen, und er atmete heftig.
Muroto ging zu ihm. »Können Sie aufstehen?«
Mühsam hob der Holländer den Kopf. »Weshalb?«
»Wir wollen mit Ihnen reden.«
»Ich habe nichts zu sagen, verdammt. Ich will auch nichts sagen. Ich hasse Sie. Gehen Sie endlich!«
Der Kommissar war es leid. Er fasste Shrivers an der Schulter und zog ihn auf die Beine. Am Kragen hielt er ihn fest, als er den blonden Mann in unsere Richtung schob. »Da habt ihr ihn!« sagte er.
»Ein Häufchen Elend ist unser großer Meister.«
Shrivers konnte ohne Hilfe stehen bleiben. Aus seiner Stirn wuchs allmählich ein Horn. Es schimmerte grün und blau. »Sie haben die Worte gehört, Shrivers. Was hat Ihr großer Mentor und Gönner damit gemeint? Sagen Sie es uns?«
»Ihr habt keine Chance!«
»Er wollte uns gehen lassen.«
»Ja, Sinclair, er wollte. Ihr habt die Chance verpasst. Dieses Haus ist anders, ganz anders. Ihr könnt weglaufen, versucht es nur. Nie würdet ihr euren Wagen erreichen. Es gibt einen anderen, der es unter seiner Kontrolle hält. Die beiden haben sich ergänzt. Früher besonders, aber jetzt nicht mehr.«
»Sie sprechen von zweien«, sagte Suko. »Einen kennen wir schließlich. Und der Zweite? Ist das Yamiga?«
Shrivers' Blick wurde starr. Der Mann schien zu überlegen, ob er uns eine Antwort geben sollte oder nicht. Dann nickte er. »Ja, Sie haben Recht, der Zweite ist Yamiga.«
»Und wo lebt der Knabe?« fragte Suko.
Shrivers grinste. Er freute sich wohl auf die Antwort und zeigte auf den Boden. »Hier unten«, sagte er. »Nur hier unten.«

***

Zuerst hatte ich lächeln wollen, das jedoch misslang. Ich sah keinen Grund, weshalb der Holländer hätte lügen sollen. Dabei überlegte ich, was ich überhaupt von diesem Yamiga wusste.

Er war ein Wissenschaftler, ein Mensch, der sich mit der Elektronik beschäftigte. Vielleicht ein Genie, das sich aus bestimmten Gründen hatte versteckt halten müssen.

Eine phantastische Geschichte, aber weshalb sollte sie nicht den Tatsachen entsprechen?

Wir hatten schon vieles erlebt, von dem man sagen konnte, dass es nicht in den normalen Rahmen hineinpasste.

Kommissar Muroto stellte die erste Frage. »Sie meinen unter dem Haus oder im Keller?«

Shrivers wischte über seine Stirn. »Unter dem Haus ist gut. Wir können es mit einem Eisberg vergleichen. Was aus der Oberfläche hervorschaut, ist nur ein kleiner Teil. Am wichtigsten ist die Steuerzentrale, sie befindet sich unter der Erde. Ein perfektes Labor mit allem, was dazugehört.«

»Aber dazu benötigt man Leute, die mithelfen«, sagte Suko.

»Nein, nicht mehr.«

»Wieso?« fragte ich.

»Weil Yamiga ein Genie ist. Er ist der Techniker, Yago der sensible, der sich mit der Umwelt beschäftigt und versucht, hinter die Geheimnisse der Welt zu schauen. Aber Yamiga hat es geschafft, sich die Helfer, die er benötigt, selbst herzustellen.«

Wir verstanden, und der Kommissar sprach es aus. »Sie meinen Roboter, Mr. Shrivers.«

»Ja.« Schnell redete er weiter. »Doch nicht allein Roboter sind es. Ich möchte diesen Geschöpfen noch einen Beinamen geben. Ich würde sie als Mordroboter bezeichnen. Sie gehorchen Yamiga aufs Wort. Ich war einmal unten und habe eine Demonstration erlebt. Furchtbar und unglaublich, kann ich Ihnen sagen.«

»Was soll er mit diesen Wesen?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls hat Yago für eine gute Tarnung gesorgt. Die Kendo-Schule ist die perfekte Ablenkung. Und der Falke hat auch Recht gehabt. Sie können versuchen, das Gelände zu verlassen, Sie werden es nicht schaffen, denn Yamiga hat seine elektronischen Fallen aufgebaut, in die siehineintappen werden. Er kontrolliert das Leben hier. Er ist überall, er sieht alles.«

»Wieso?« Ich breitete meine Arme aus. »Kameras habe ich nicht entdecken können. Auch keine Fotoaugen.«

»Das ist überholt!« erklärte Shrivers lachend. »Mit so etwas gibt er sich nicht ab. Yamiga hat eine andere Methode entwickelt. Er nutzt die Falken aus.«

»Wie?« flüsterte Muroto.
»Ja, er hat sie in seinem Sinne programmiert. In einem Auge eines jeden Falken befindet sich ein winziges Kamera-Objektiv. Für uns nicht zu erkennen, aber für ihn. Durch die Augen der Vögel kann er alles entdecken. Etwas Besseres gibt es nicht für ihn. Wenn Sie jetzt versuchen zu verschwinden, hat er Sie stets unter Kontrolle. Auch deshalb, weil Ihnen sein Bruder keinen Schutz mehr gewähren kann. Yago hat Sie verlassen. Er ist zu ihm gegangen.«
»Es gibt drei Möglichkeiten«, sagte Suko. »Zum Ersten können wir uns das Tal der Schatten wohl abschminken. Zum Zweiten könnten wir versuchen, dieses unter der Erde liegende Labor ein bisschen aufzuräumen, und zum Dritten bleibt uns die geringe Chance, überhaupt von hier zu verschwinden und noch mal von vorn anzufangen.«
Dagegen war ich.
»Haben Sie Gründe?« fragte Muroto.
»Ja, denn mir ist vorhin etwas eingefallen. Shrivers sprach davon, dass in jedem Auge praktisch eine Mini-Kamera eingebaut worden ist. Die Falken sehen alles, vielleicht fotografieren sie auch. Wenn dem so ist, muss der Vogel Aufnahmen aus dem Tal der Schatten geschossen haben. Oder seid ihr anderer Ansicht?«
»Die Idee ist nicht schlecht«, meinte Muroto.
»Dann käme für uns also nur die Möglichkeit in Betracht, die Sie, Suko, als zweite ausgesprochen haben. Hinunter in den Keller und diesem Yamiga auf den Zahn fühlen.«
»Geht man neuerdings freiwillig in sein eigenes Grab?« fragte Shrivers.
»Wir haben das so an uns«, erwiderte ich.
»Dann drehen Sie sich mal um.«
Shrivers hatte sehr warnend gesprochen. Wir merkten, dass er nicht bluffte, und ich war der erste, der zur Eingangstür schaute.
Dahinter zeichnete sich ein großer Schatten ab, der immer näher kam.
»Wer ist das?« fragte ich Shrivers.
Er brauchte keine Antwort zu geben, denn der Schatten machte kurzen Prozess.
Es war nicht nötig, dass sich die Tür öffnete. Er rammte sie einfach ein. Das Glas splitterte, ein Teil des Rahmens brach, und wir sahen einen schwarzen Metallarm durch die Tür kommen.
»Das ist er«, sagte Shrivers. »Das ist einer von Yamigas Mordrobotern! Jetzt macht euer Testament!«

***

Es war eine Zunge aus Feuer, die plötzlich durch die Luft leckte,

rasend schnell wurde und das anvisierte Ziel traf.

Sie wuchtete in den Rücken des untoten Samurai, der sein Schwert erhoben hatte, es aber nicht nach unten fahren ließ, weil er zusammenzuckte, einen kleinen Schritt zurückging und mit durchgedrücktem Rücken stehen blieb.

Yakup lag am Boden. Er ignorierte die Schmerzen in seinem Hinterkopf, denn was er zu sehen bekam, war schaurig und faszinierend zugleich.

Asmodis stand am Eingang der Höhle. Er hatte den brennenden Dolch geschleudert, dessen Feuer sich innerhalb einer Sekunde hochfraß und die gesamte Gestalt erfasste.

Der Zombie-Samurai wurde zu einer brennenden Fackel!

Zum ersten Mal sah Yakup seine Gestalt, wie sie sich vor den tanzenden Flammen abhob.

Dass der Zombie eine graue, welk wirkende Haut hatte, störte ihn weiter nicht, für ihn war einzig und allein das Gesicht faszinierend, denn jetzt wusste er, weshalb dieses Wesen nichts mehr sehen konnte. Seine Augen waren zugewachsen.

Es sah so aus, als hätte jemand die Haut auf seiner Stirn gewaltsam nach unten bis über die Augen gezogen, damit der andere auf eine solche Art und Weise bestraft werden konnte.

Bis hin zum Nasenrücken reichte die Haut, ansonsten war alles normal, obwohl die Lippen wie ausgefranste Gummiwülste wirkten.

Das alles war in den folgenden Sekunden nicht mehr vorhanden, denn das Feuer der Waffe schmolz den Zombie zusammen.

Sein Gesicht begann zu zerlaufen, dann schlugen die Flammen vor ihm zusammen, und als Fackel loderte die unheimliche Gestalt noch einmal auf. Das Feuer zog auch einen Kreis, stach in die Dunkelheit hinein, und Yakup, der sich nach rechts gedreht hatte, konnte den zweiten Wächter der Ninja-Krone erkennen.

Als Mensch hätte er vielleicht eingesehen, dass er keine Chance gegen Asmodis hatte. Als Untoter jedoch war er darauf programmiert, jeden Feind, der in die Höhle eindrang, zu vernichten.

Er verteidigte sich mit den Wurfsternen. Yakup war uninteressant für ihn geworden. Mit beiden Händen schleuderte er sie dem Teufel entgegen, den er ebenfalls riechen musste.

Asmodis lachte nur. Er setzte seine Kraft ein, und auf dem Weg zu ihm wurden die Wurfsterne bereits von seiner Magie erwischt.

Sie verglühten auf der Stelle.

Der Teufel schleuderte seinen zweiten Flammendolch.

Und wieder traf er genau.

Als die Feuerklinge in der Brust des Samurai-Zombies steckte, drückte dieser seinen Oberkörper vor und verbeugte sich vor dem Satan, als wollte er seinen Vernichter ehrerbietig grüßen.

Aus der Verbeugung wurde ein Fall. Brennend fiel er auf den harten Stein und kohlte dort regelrecht aus.

Das alles sah Yakup Yalcinkaya, der sich hingesetzt und mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt hatte. Er schaute Asmodis an, der gegen die Körper der Untoten trat.

Sein Fuß verschwand im Staub.

»Das war einmal«, sagte der Teufel. »Der Weg ist frei für dich, Mensch. Und vergiss nicht, wer dir das Leben gerettet hat. Das war ich, der Teufel.« Plötzlich lachte er laut und ließ Schwefeldämpfe aus seinem Mund strömen. »Ich habe dir dein jämmerliches Menschenleben gerettet. Hast du das begriffen?«

»Ja, verdammt, das habe ich.« Yakup nickte, obwohl es ihn schmerzte. »Aber glaube nicht, dass ich dir dafür bis in alle Ewigkeiten dankbar sein werde. Glaube das nicht.«

»Das solltest du aber!«

»Nein, du hast es nicht getan, weil du mein Freund bist. Du wolltest den Weg frei haben, deshalb!«

»Richtig. Hol die Krone!«

»Und wenn nicht?«

Mit dieser Antwort hatte er selbst den Teufel überrascht. Sein dreieckiges Gesicht glühte plötzlich von innen her auf, als sollte die Haut dabei zerplatzen. So war es in der Höhle wenigstens nicht völlig finster, da die beiden anderen Feuer inzwischen zusammengesunken waren. »Du willst dich tatsächlich weigern?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich werde es mir überlegen, ob ich die Krone hole.«

»Das musst du!«

»Ja, ich meine es auch!« Eine kalt klingende zischende Stimme war vom Eingang der Höhle aufgeklungen, wo schattenhaft die Umrisse einer düsteren Gestalt erschienen.

Shimada!

***

Asmodis stieß einen Wutschrei aus. Plötzlich war Yakup vergessen, er konzentrierte sich auf die lebende Legende.

Die beiden hassten einander, nur verfolgten sie hier die gleichen Ziele, und jeder wollte der Erste sein.

»Du wirst verschwinden«, sagte der Teufel.

»Nein, du!«

Yakup, der sich von seinem ersten Schock erholt hatte, gefiel die Entwicklung nicht schlecht. Er dachte an das Sprichwort, dass sich der Dritte freut, wenn sich zwei streiten. Und die beiden wirkten nicht so, als wollte einer von ihnen nachgeben.

Beide Arme bewegte der Teufel. Woher die flammenden Dolche

kamen, konnte Yakup nicht sehen. Asmodis jedenfalls hatte sich wieder neu bewaffnet und schleuderte den ersten gegen Shimada.

Der zeigte seine Klasse.

Selbst Yakup, der ein geübter Kämpfer war, erlebte, wie schnell die lebende Legende sein konnte. Shimada bewegte sein Samuraischwert mit einer unglaublichen Geschwindigkeit von einer Seite zur anderen. Die Klinge war kaum zu erkennen, sie huschte nur, und sie war so schnell und auch so präsent, dass sie den Dolch abwehrte.

Beide Waffen klirrten. Das brennende Messer bekam einen Drall und wurde in die Höhe geschleudert, wobei es sich drehte und eine Flammenfigur in die Finsternis zeichnete.

Der linke Arm des Teufels zuckte hoch, doch er schleuderte den zweiten Dolch nicht, da Shimada es vorgezogen hatte, zu verschwinden. Er drehte sich auf der Stelle und schien in den düsteren Himmel fliegen zu wollen.

Asmodis blieb noch. »Hör zu!« fauchte er Yakup an. »Du wirst jetzt die Krone der Ninja holen. Du musst die weißmagische Sperre überwinden. Wenn es dir gelingt, trittst du vor die Höhle und übergibst sie mir, deinem Lebensretter, als Dankeschön.«

»Und wenn Shimada es geschafft hat?«

Da sprühten die Augen des Teufels kleine Flammen. »Mich vernichten? Das schafft er nicht. Ich schlage ihn zurück. Ich werde ihn holen und zerstückeln!«

Mit dieser Antwort war für ihn die Sache erledigt. So wie Shimada drehte auch er sich um und eilte aus der Höhle.

Yakup aber war fasziniert. Was er hier erlebte, das hätten sich die besten Filmregisseure kaum einfallen lassen können. Es war einfach unglaublich.

Und so stand er auf.

Es fiel ihm nicht leicht. Die lange Zeit der Schwäche steckte noch in seinem Körper. Einmal packte ihn auch der Schwindel, er musste sich abstützen, zudem brannte sein Nacken, als wäre die Flamme eines Schweißbrenners über die Haut gefahren.

Er tastete die Schramme ab. Schon beim ersten Versuch war er von der Größe und Tiefe der Wunde überrascht. Zudem hatte der Wurfstern noch einige Haare aus dem Nacken mitgenommen. An den Rändern verkrustete die Wunde allmählich.

Natürlich interessierte sich auch ein Mann wie Yakup für die Krone der Ninja. Aber er dachte nicht im Traum daran, sie jetzt schon zu suchen. Zuerst wollte er sehen, wie die Auseinandersetzung zwischen Asmodis und Shimada ausging.

Über die Höhle war wieder die Dunkelheit gefallen. Kein Feuer brannte mehr. Wie dicke Watte lagen die Schatten und hüllten den einsamen Kämpfer ein.

Am Ausgang blieb er stehen.

Jetzt schaute er gewissermaßen ins Helle, denn in der Schlucht konnte man von einer tiefen Dämmerung sprechen.

Von beiden sah er nichts.

Hatten sie die Schlucht tatsächlich verlassen? Auch Yakup spürte die Spannung in sich. Der Herzschlag hatte sich beschleunigt. Er wollte herausfinden, wo sich die beiden befanden. Und er erinnerte sich daran, sie schon einmal über der Schlucht gesehen zu haben.

Das war auch jetzt der Fall.

Obwohl Yakup damit gerechnet hatte, wurde er plötzlich noch aufgeregter, als er die beiden Gestalten auf dem Seil sah, das irgendjemand von ihnen gespannt oder geworfen haben musste. Der Teufel war wieder mit seinen Dolchen bewaffnet. Shimada verließ sich auf sein mörderisches Höllenschwert.

Wer von den beiden gewann, war Yakup im Prinzip egal. Jeder würde ihn vernichten wollen, wenn er die Krone der Ninja an sich genommen hatte. Deshalb hoffte Yakup, dass sich vielleicht beide Personen gegenseitig vernichten würden.

Er schaute noch einmal hoch.

Sie standen sich weiterhin gegenüber. An ihn würde weder der eine noch der andere denken.

Eigentlich hatte er jetzt Zeit, sich um die Krone der Ninja zu kümmern. Sie sollte seinem Träger auch Kraft und Stärke geben.

Vielleicht konnte er damit sogar gegen Shimada und den Teufel bestehen.

***

Sie hassten einander, und sie wussten, dass einer von ihnen zu viel auf der Welt war. Trotzdem hatte es keiner von ihnen geschafft, den anderen auszuschalten.

Aus verschiedenen Epochen und Mythologien stammten sie.

Der eine, Shimada, war ein Wesen aus den Tiefen eines geheimnisvollen blauen Sees. Ein Dämon mit gefährlichen Mordaugen, deren Blicke töten konnten.

Der andere verkörperte das Böse schlechthin. Sein Name war durch die Geschichte der Menschheit gegeistert. Wo er auftauchte, gab es Angst und Schrecken.

Aber konnte er auch Shimada vernichten?

Er verließ sich auf die brennenden Dolche. Sollte er eine stärkere Magie benötigen, würde er sie einsetzen.

Noch standen sie auf dem Seil.

Shimada hatte es geschaffen und quer über die Schlucht geschleudert. So kamen sich beide vor wie Tänzer, die ihre Kunst allerdings vor leeren Rängen vorführten.

Asmodis konnte viele Gegner einschätzen, Shimada gehörte nicht dazu. Er war ein Dämon, mit dem Asmodis bisher wenig Kontakt gehabt hatte, und er wusste auch nicht, welche Waffen er besaß. Ihm war nur bekannt, dass Pandora, die einstmals Xorron beschützt hatte, jetzt als mächtige Helferin hinter ihm stand.

Shimada wollte die Entscheidung. Wie ein Tänzer stand erauf dem Seil, das rechte Bein vorgestreckt, das andere angewinkelt. Unter seiner Kampfkleidung schaute die dunkle Fußbekleidung hervor.

Von seinem Gesicht waren nur die Augen zu sehen, sie leuchteten in einem kalten Blau.

Dieser Blick konnte bannen, er konnte vernichten, aber Asmodis war ein Gegner, der der Herausforderung standhielt.

Seine Augen bestanden aus kleinen Feuerrädern, und Feuer war es auch, was die Klingen der Dolche umtanzte und umflorte.

Er warf beide gleichzeitig.

Shimada hatte eigentlich keine Chance, diesen Waffen zu entgehen, aber sie trafen ihn nicht, denn er duckte sich blitzschnell zusammen. Für einen Moment sah es so aus, als würde er vom Seil kippen, er fiel auch, aber er hielt sich mit der freien Hand fest, brachte das Seil in Schwingungen und den Teufel aus dem Gleichgewicht.

Dann schlug er zu.

Es war eine blitzschnelle Bewegung mit dem Schwert, als er das Seil kappte.

Keiner konnte sich halten. Auch der mächtige Teufel jagte wie ein Komet in die Tiefe, während sich Shimada an einem Seilende verzweifelt festklammerte, aber mitgerissen wurde und gegen die Felswand schlug.

Ein Mensch hätte sich alle Knochen gebrochen. Nicht so dieser Dämon. Er war eine Ausgeburt des Wahnsinns. So etwas überstand er, und er schaute zu, wie der Teufel den Grund der Schlucht erreichte.

Das hatte auch Yakup mitbekommen. Er war von der ersten Attacke der beiden fasziniert gewesen, musste sich aber jetzt zurückziehen, als Asmodis dicht vor dem Eingang der Höhle niederfiel.

So schaffte man den Teufel nicht. Er lachte nur und ließ seine Kräfte spielen.

Mit einem geschmeidigen Satz sprang die Gestalt auf einen herumliegenden Felsen, streckte die Arme der Wand entgegen, vor die Shimada geklatscht war.

»Die Hölle!« brüllte er mit seiner gewaltigen Stimme. »Die Hölle war es, die mir die Kraft gab, die Natur zu verändern. So werde ich sie hier einsetzen und mit der Vernichtung beginnen!«

Er hatte die schrecklichen Worte kaum ausgesprochen, als es bereits geschah.

In den Tiefen der Wand hörte Yakup das Grollen. Er riskierte es und

schaute noch einmal in die Schlucht.
Die Wand bewegte sich.
Es war zunächst ein nur leichtes Vibrieren, das von Sekunde zu Sekunde stärker wurde, sodass erste Risse entstanden und gewaltige Steinbrocken nicht mehr in ihrem Verbund blieben.
Sie wurden herausgerissen. Deutlich am Knirschen und Reißen zu vernehmen. Plötzlich kamen sie wie Geschosse.
Immense Trümmerberge, von der Wucht der Hölle oder der Kraft des Teufels geleitet.
Der Felsen brach.
Und mit ihm kam Shimada.
Yakup konnte ihn nicht sehen, aber er hörte seinen Schrei. Es war kein Schrei der Angst, auch keiner des Triumphs, er zeigte eher Überraschung an, und der Teufel stand auf dem Grund der Schlucht und sah den fallenden Massen entgegen.
Wenn er nicht verschwand, würde er unter dem Gestein begraben werden.
Bevor die ersten Brocken in der Schlucht aufschlugen, war der Satan verschwunden. Er hatte sich einfach aufgelöst. Aus dem Nichts war er gekommen, ins Nichts war er wieder zurückgekehrt.
Yakup aber erlebte die Hölle. Zum Glück hatte er sich tief in das Innere der geheimnisvollen Höhle im Tal der Schatten zurückgezogen, denn das herunterfallende Gestein hatte eine verheerende Wirkung.
Yakup lag auf dem Boden. Seinen Blick hatte er auf den Höhleneingang gerichtet.
Erkennen konnte er kaum etwas. Gewaltige Staubwolken nahmen ihm die Sicht. Zusammen mit den hochgeschleuderten Steinen bildeten sie eine Masse, durch die niemand schauen konnte.
Die Zeit war für Yakup zweitrangig geworden. Es spielte keine Rolle, ob Minuten oder nur Sekunden vergangen waren. Er wollte nur überleben. Als große, wallende Schwaden kroch der Staub durch die Öffnung in das Innere der Höhle.
Yakup fiel das Atmen schwer. Er hustete, hörte auch das Rollen der Steine, die in die Höhle geschleudert wurden, wurde aber glücklicherweise nicht getroffen.
Auch die größte Katastrophe hat einmal ein Ende. Ruhe trat ein.
Eine dicke Staubschicht lag über der Schlucht. Der Höhleneingang war wie durch ein kleines Wunder nicht verschüttet worden.
Yakup stand auf, hustete sich frei und bewegte sich behutsam auf den Ausgang der Höhle zu. Eine Frage brannte ihm auf der Seele.
Hatte Shimada überlebt?
Im Prinzip nicht, denn so etwas konnte man nicht überstehen.
Aber Shimada war ein Dämon und mit normalen Maßstäben nicht zu messen, aus diesem Grunde war der Türke sehr vorsichtig.

Der Pfeil lag auf der gespannten Sehne. Yakup war bereit, jeden Augenblick zu schießen.

Als er in der Schlucht stand und auf einen der herhabgefallenen Felsen geklettert war, hatte er das Gefühl, auf einer Insel des drückenden Schweigens zu stehen.

Irgendwo rollten noch kleine Steine nach, das war das einzige Geräusch. Staubwolken lagen noch immer über dem Gestein. Erst allmählich senkten sie sich.

Der Türke sah keinen weiteren Feind mehr. Er befand sich als einziges Lebewesen in der Schlucht.

Sollte diesmal ein altes Sprichwort zur vollen Wahrheit geworden sein? Es wäre zu schön gewesen.

Der Hoffnung aber folgte die Enttäuschung auf dem Fuß, denn hinter sich hörte Yakup zuerst ein leises Lachen und dann die lauernd gestellte Frage: »Na, hast du die Krone?«

Asmodis hatte gesprochen, denn er war Sieger geblieben!

ENDE des ersten Teils